Magazin des Soldaten

HEFT 1 • JANUAR 1969 • PREIS 1 MARK



ARMEE Rundschau



Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Ein bißchen Pech hatte er ja, der Gefreite Karl-Heinz Rudolph, mit Hochzeitsterminen. Im Juni vergangenen Jahres heiratete seine Schwester. Die Einheit des Gefreiten Rudolph aber war im Manöver. Seine Glückwünsche gingen also nur per Telegramm nach Dresden.

Die eigene Hochzeit war für den 21. September geplant, nicht nur geplant, fest angemeldet beim Standesamt. Doch wieder kam es anders. Als es Ende Juli ins Feldlager ging, dachte Karl-Heinz Rudolph noch nicht daran, daß auch diesmal etwas schief gehen könnte. Doch dann blieb kein Zweifel. Es kam der 21. August, es kam der Einsatz zum Schutz des Sozialismus in der ČSSR. Also ging wieder ein Brief nach Dresden: „Unsere Hochzeit müssen wir leider verschieben. Aber aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben."

Keine leichte Situation für das junge Paar. Er sitzt mit seiner Funkstation mehrere Wochen irgendwo im Wald. Sie arbeitet wie immer im Empfangsbüro ihrer HO-Gaststätte „Am Zwinger". Viele Kilometer trennen sie, da sie eigentlich Hochzeit machen wollen.

Gefreiter Dieter Jäpelt achtet seinen Freund Karl-Heinz Rudolph ganz besonders in diesen Tagen. Gemeinsam bewohnen sie in der Kaserne eine Stube, gemeinsam sitzen sie hier am Funkgerät. Der Karl-Heinz läßt sich wirklich nichts anmerken, er macht seinen Dienst wie immer, fachlich ausgezeichnet und militärisch vorbildlich. Die vorzeitige Beförderung zum Gefreiten gerade hier in der ČSSR hat er sich verdient. Klar, daß es ihm nicht egal ist, daß seine Gedanken oft nach Hause gehen. Besonders Elvira wird es jetzt nicht leicht haben. Kurz vor der Hochzeit eine solche Nachricht. Aber auf sie kann er sich verlassen, sie weiß, worum es geht. Und sie sagt es auch deutlich: „Am 21. 9. sollte unser Hochzeitstag sein, doch gestern war ich auf dem Standesamt und sagte: ‚Verschieben wir ihn, es ist notwendig zu warten.'" Das schrieb sie an die „Sächsische Zeitung". Aber nun, sechs Wochen später, am ersten November-Sonnabend, müssen sie nicht mehr warten, feiern sie mit Verwandten, mit Freunden und Genossen endlich ihren großen Tag, ihre sozialistische Hochzeit.

Da sind die Kollegen des VEB Elektromat Dresden, mit denen Karl-Heinz Rudolph auch während seiner Armeezeit festen Kontakt hält. Da sind die Kollegen der jungen Frau Elvira aus der HO-Gaststätte. Und da sind die Genossen des Gefreiten Rudolph, mit denen er gemeinsam in der ČSSR seine Pflicht als Soldat des Sozialismus erfüllte.

Die Stimmung ist blendend. Man singt, man tanzt, man schunkelt. Auch die Musiker sind nicht irgendwelche, es sind Soldaten aus seiner Einheit, und die Ober sind keine Angestellten der HO, sie tun ihren Dienst im gleichen Truppenteil wie der junge Ehemann. „Schreiben Sie das ruhig auf", geben Elvira und Karl-Heinz Rudolph uns noch mit auf den Weg, „das heute war der schönste Tag in unserem Leben, und wir möchten allen dafür danken." *Wi.*



POSTSACK

Bewährte Waffe

In einem Disput mit Freunden kamen wir auf die sowjetische Pistole TT-33 zu sprechen, die ja vor Jahren auch in der NVA eingesetzt war. Uns ist die Bezeichnung „TT" unklar.

Fred Dissenhöft, Dresden

Das sind die Anfangsbuchstaben des Konstrukteurs – Tokarew – und des Ortes der Waffenfabrik – Tula.

Wer kannte ihn?

Beim Forschen nach den Traditionen der deutschen Arbeiterklasse stießen wir auf den Namen eines Kämpfers der internationalen Brigaden in Spanien, Walter Junker, welcher dort sein Leben ließ. Er war Mitglied der KPD und Sekretär des Kommunistischen Jugendverbandes. Wer kann uns Einzelheiten über sein Leben berichten? Welche Brigaden tragen seinen Namen? Wir bitten um Mitteilung.

Unteroffizier Belz,
1502 Potsdam-Babelsberg,
PSF 5488

Reizende Aussichten

Schöne Frauen braucht man sich nicht in der AR anzusehen. Ich stehe auf dem Standpunkt, noch mehr aufreizende Bilder, dann ist es keine Armeezeitschrift mehr.

Unterfeldwebel d. R.
Lockenvitz,
Putbus

Eine Woche Frist

Wann muß ein Genosse, der in die Reserve versetzt wird, wieder eine Arbeit in seinem Betrieb aufnehmen?

Maat Köhler, Rostock

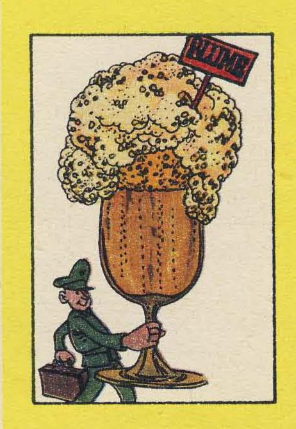
Muß überhaupt nicht. Ihnen bleibt es überlassen, wann und wo Sie wieder arbeiten wollen. Allerdings erlischt der Kündigungsschutz – der bekanntlich allen Wehrpflichtigen im Grundwehrdienst und Soldaten auf Zeit zusteht – im alten Betrieb sieben Tage nach der Versetzung in die Reserve.

Waffenbrüderschaft

Wieviel Deutsche haben in den Internationalen Brigaden im Spanienkrieg gekämpft?

Unterfeldwebel Karsten,
Schwerin

Etwa 5000 deutsche Antifaschisten kämpften im nationalrevolutionären Krieg 1936 bis 1939 des spanischen Volkes an der Seite ihrer Klassenbrüder. Ungefähr 3000 sind gefallen. Erfahrene Interbrigadisten haben hervorragenden Anteil am Aufbau der bewaffneten Organe der DDR. Zu ihnen gehören 11 Generale und 14 Obersten in der NVA.



Veteranen besuchen blaue Jungs

Die Genossen unseres Patenbootes „Brandenburg" wollen die Geschichte der Arbeiterbewegung in unserer Stadt erforschen. Das Bemühen der Matrosen werden wir vom Rat der Stadt u. a. dadurch unterstützen, daß wir Parteiveteranen über ihre Erlebnisse vor dem Bootskollektiv berichten lassen. Wir sind gewiß, daß sich diese Maßnahme gut auf die klassenmäßige Erziehung auswirken wird.

Lämmhirt, Brandenburg

Flugzeug mit Riesenbauch

Welches ist zur Zeit das größte Transportflugzeug?

Hans-Dieter Omseln,
Frankfurt

Die sowjetische An-22. Sie kann mit 80 t Nutzlast etwa 5000 km und mit 45 t Nutzlast sogar 11 000 km im Nonstopflug zurücklegen.

Geburtstagsgruß

Allen ehemaligen und jetzigen Angehörigen der Einheit Ohm sende ich zum 10. Jahrestag der Gründung unserer Einheit die herzlichsten Grüße.

Unterleutnant d. R.
Ing. Heinemann,
Schwaneberg

Kein „Fahnenträger"

Ich pflichte dem Gefreiten Bertelsmann (Postsack 9/68) bei, wenn er sagt, daß es viele anständige Soldaten gibt. Fast jedes Wochenende fahre ich von Halle nach Zwickau. Immer wieder beobachte ich, daß es die gleichen sind, die auf dem Bahnhof oder im Zug sich dem Alkohol ganz besonders widmen. Mein Verlobter ist z. Z. bei der NVA. Auch er trinkt sehr gern sein Bierchen, aber wenn er auf Urlaub kommt, bringt er keine „Fahne", sondern Blumen oder ein anderes Präsent für mich mit. Das wäre mein Vorschlag an die „Tankisten".

Christina Böhme, Halle

Seestreitkräfte

Mit welchen Schiffsklassen ist unsere Volksmarine ausgerüstet? Norbert Ritzau, Waltershausen

Wir besitzen Küstenschutzschiffe, Torpedoschnellboote, Minenleg- und -räumschiffe, Minenräumboote, U-Boot-Jäger, Raketenschnellboote, Landungsschiffe und -boote und Hafenboote.

Mansfelder Geschenke

Die NVA-Pateneinheit des Mansfeld-Kombinats „Wilhelm Pieck" und des Kreises Eisleben erhielt am 7. Oktober großen Besuch. Der 1. und der 2. Sekretär der SED-Kreisleitung, der Vorsitzende des Rates des Kreises und der Direktor für Arbeits- und Lebensbedingungen unseres Kombinats überbrachten unseren Genossen, die einen besonderen Kampfauftrag erfüllten, die herzlichsten Gratulationen zum Jahrestag. Jedem Soldaten, Unteroffizier und Offizier wurde ein Päckchen, liebevoll zusammengestellt von den Werktätigen unseres Kombinats, übergeben. Darüber war die Freude besonders groß, und viele Soldaten wünschten, an die Werktätigen zu schreiben und sich persönlich zu bedanken.

Horst Reichardt, Eisleben

6 Monate länger als wir

In einer Wette behauptete ich, die Grundwehrdienstzeit in der Sowjetunion wäre auf ein Jahr herabgesetzt worden. Mein Freund sagte dagegen, um ein Jahr auf zwei Jahre. Wer hat nun recht?

Norbert Bankow, Dresden

Ihr Freund. Bei der Seekriegsflotte dauert der Wehrdienst drei Jahre. Außerdem erhalten alle Jugendlichen ab 9. Klasse eine obligatorische militärische Grundausbildung.

Ausweg

Leider bin ich nur ein Mädchen und kann mir eine Kaserne nur von außen ansehen. Durch die Beiträge in der AR kann ich mir aber ein Bild machen, wie es in der Armee vor sich geht.

Anne-Marie Lindner, Zittau

Maschinenbauer, wo seid ihr?

Wir bitten alle Offiziere, die ehemals Angehörige des VEB Schwermaschinenbau „Ernst Thälmann" in Magdeburg waren, uns kurzfristig ihre jetzige Anschrift an die Kommission für sozialistische Wehrerziehung im Werk, zu Händen des Genossen Müller, zu senden.

Major d. R. Kämmer, Magdeburg

Nachrichtensoldaten spornen an

Als Pionierleiter an einer Oberschule widme ich mich besonders der sozialistischen Wehrerziehung der Jungen Pioniere und der FDJ-Mitglieder. Ihren Artikel „Kabelbruch am km 5,9" im Heft 9/1968 haben wir begeistert gelesen. Mit großem Interesse haben wir die Alltagssorgen, aber auch die Leistungen des Kabelbautrupps des Genossen Unteroffizier Eiding wahrgenommen. Sie haben uns mit Ihrem Bericht Anregungen für unsere Arbeit gegeben. Die Pioniere und FDJ-Mitglieder möchten dem Trupp nacheifern und ihn als Vorbild nehmen.

Wolfgang Möbius, Mühlberg





Beherrschen Stahlriesen

Können Panzerkommandanten oder Panzerfahrer als Unteroffiziere dienen?

Thomas Förster, Oberlungwitz

Ja.

Rund um den Ball

Ich habe mein 18. Lebensjahr vollendet, und die Armeezeit rückt immer näher. Da ich aktiver Fußballer bin, möchte ich auch bei der Armee weiterspielen. Wo und wie kann ich mich bei einer Vorwärts-Mannschaft bewerben? Eberhard Greibing, Hoyerswerda

In jedem Truppenteil besteht eine Armeesportgemeinschaft. Fast jede von ihnen besitzt eine Fußballmannschaft, die am internen Spielverkehr innerhalb der Armee oder am Punktspielbetrieb des Deutschen Fußballverbandes teilnimmt. Falls Sie in eine solche Einheit eingestellt werden, können Sie sich, nachdem Sie sich in Ihrer zivilen Sportgemeinschaft abgemeldet haben, bei der ASG anmelden und schon nach 10 Tagen mitspielen.

Reserve hat keine Ruh'

Ein voller Erfolg war der Kreisausscheid im Mehrkampf, den die Reservisten in Güstrow im vergangenen Jahr organisierten. Die besten Mehrkämpfer aus 42 Reservistenkollektiven des Kreises maßen ihre Kräfte. Alle Teilnehmer waren begeistert und werteten die Veranstaltung als einen guten Anfang für weitere Maßnahmen dieser Art.

Unteroffizier d. R. Werner, Güstrow

Auftauchen!

Wir, die Besatzung vom Taucherboot II, haben uns vorgenommen, die Geschichte unseres Bootes und den Weg der ehemaligen Besatzungsangehörigen zu erforschen. Wir bitten deshalb alle Genossen, die auf dem Boot dienten, uns über ihre Entwicklung nach der Armeezeit zu berichten.

Stabsobermeister Roth,
25 Rostock 13,
Postfach 5308/BO

Die „Alten" werden nicht vergessen

Wie ist das mit dem neuen Reservistenabzeichen: bekommen es auch die Genossen, die vor dem Oktober 1968 entlassen wurden?

Gert Block, Teterow

Ja, beginnend in diesem Jahr, werden alle alten Abzeichen durch die Wehrkreiskommandos umgetauscht. Es gibt wieder drei Stufen: Gold, Silber, Bronze.

Hinein ins volle Menschenleben

Da verlangt im Postsack 11/68 ein Gefreiter eine AR-Sondernummer voller Mädchenfotos. Du meine Güte, was ist das nur für ein müder Kämpfer, der derartig aufgemuntert werden will (oder muß?). Ich gebe diesem Anbeter von Papierschönheiten den Rat, sich doch mehr in der Wirklichkeit umzusehen.

Sieglinde Albert, Prenzlau

Blasmusik

Welche Lieder und Märsche werden eigentlich beim großen Zapfenstreich intoniert?

Gerd Schmalisch, Erfurt

Hier die Reihenfolge: Festliche Einleitungsmusik, „Wenn ich an Deutschland denke", „Marsch des deutschen Korps", „Fanfarenmarsch für Frieden und Freundschaft", „Brüder zur Sonne, zur Freiheit", Ankündigungsfanfare, Nationalhymne der DDR, „Für den Frieden der Welt".

Gut gekniffen

Im November 1968 besuchte das Kabarett des Erich-Weinert-Ensembles „Die Kneifzange" unsere Dienststelle. Ihr neues Programm „Alles unter einen Hut" sprach bei uns allgemein sehr gut an. Für die kritische Widerspiegelung einiger Fakten möchten wir uns herzlich bedanken und dem Kabarett zurufen: Ihr seid dufte, macht weiter so!

Offiziersschüler Reymann und Rehbein, Stralsund

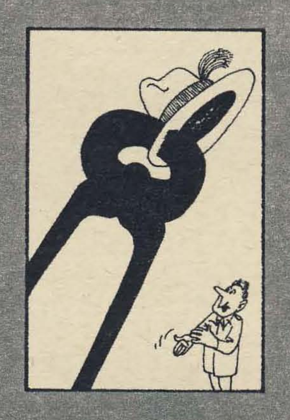
Ein Dienst ist des anderen wert

Um den Reservisten den Studienbeginn an unserer Fachschule für das Gaststätten- und Hotelwesen zu erleichtern, gingen wir 1968 erstmals folgenden Weg: Schon Anfang September berieten die Leitungen der Schule, des Reservistenkollektivs und der Grundorganisation der GST über zweckmäßige Methoden. In den künftigen Klassen der Reservisten erklärten sich Studenten bereit, Patenschaften über die Neulinge zu übernehmen. Diese Paten schrieben schon Wochen vor dem Entlassungstermin an die Soldaten, informierten sie über die geplanten Maßnahmen und notierten für sie ständig den Unterrichtsstoff mit. Am 6. 11. begann dann nach einer Feierstunde ein mehrtägiger Einführungslehrgang für die Reservisten. Dozenten der Grundlagenfächer hatten sich bereiterklärt, sie zusätzlich zu ihrem normalen Unterricht mit den Grundproblemen des bisher gebotenen Stoffes vertraut zu machen. Unsere Maßnahmen wurden von den Reservisten sehr begrüßt.

Dipl. oec. Jünger, Leipzig



Vignetten: Klaus Arndt



Typenblätter-Markt

Biete:

Schiffs- und Flugzeugtypenblätter, suche solche von Pkw.
Manfred Biester,
521 Arnstadt, Sodenstr. 23

Sammlung 1965–68, evtl. im Tausch gegen Modelle von Kampffahrzeugen.
Meister der VP Peetz,
113 Berlin,
Deutschmeisterstr. 7.

Suche:

AR-Typenblätter 1963–68, biete Typenblätter von „Jugend und Technik".
Thomas Heinemann,
7022 Leipzig,
Krokerstr. 14 a.

Typenblätter aller Art.
Frank Hommel,
8921 Sproitz, Nr. 33.

Flugzeug-Typenblätter der AR-Jahrgänge 1964 und 1965.
J. Sperling,
53 Weimar,
Washingtonstr. 51.

Typenblätter aus allen AR-Jahrgängen.
Bernd Müller,
9406 Lauter,
Johann-Köhler-Str. 14.

Flieger Freudel fragt:

„Mach mit – schöner unsere Städte und Gemeinden" heißt es jetzt überall. Gilt das nicht auch für unsere Kasernen?

Soldat Zettler schreibt:

In meiner Kompanie gibt es Unteroffiziere, die wesentlich jünger sind als ich. Manchmal zweifle ich, ob sie mir Autorität genug sein können.

Oberst Richter antwortet



Sie haben völlig recht mit Ihrer Frage. Ja, ich möchte sie noch weiter ausdehnen: Soll man diese Losung überhaupt nur geographisch auffassen?

Die große Initiative zum 20. Jahrestag unserer Republik orientiert darauf, die Umwelt, in der wir leben, schöner zu gestalten. Für unsere Armeeangehörigen heißt das natürlich im ursprünglichen Sinne, durch freiwillige Leistungen im Wettbewerb beizutragen, die Dienststellen und Objekte auszugestalten.

Aber in der Kaserne, vor und hinter ihr für Sauberkeit zu sorgen ist nur die eine und noch nicht einmal die wichtigste Seite der Sache, die wir unter der guten Losung: „Marschrichtungszahl 20 – Orientierungspunkt 7.10." zusammenfassen. Die Werktätigen unserer Republik bleiben da bekanntlich auch nicht nur beim Großreinemachen stehen.

Viel wichtiger als äußere Sauberkeit im Objekt ist die Sauberkeit im Kopf eines jeden Armeeangehörigen. Zum Beispiel die bedingungslose Bereitschaft, unser ganzes schönes sozialistisches Haus vor den Feinden des Sozialismus stets sauber zu halten und dafür gute Taten zu vollbringen. Eine gute Tat ist immer auch eine schöne beglückende Sache. „Sauber hingekriegt," kann man da wohl auch in volkstümlicher Redeweise sagen, wenn einer höchste militärische Leistungen zur Ehre unserer Republik vollbracht hat.

Und so soll es auch sein: Gestützt auf die Kraft des ganzen Kampfkollektivs, durchdrungen von tiefer Überzeugung, wollen wir den eigentlichen Sinn dieser Losung darin sehen, nicht nur beim Verschönern unserer engeren militärischen Heimstatt mitzumachen, sondern im sozialistischen Wettbewerb zum 20. Jahrestag unserer Republik hervorragende Resultate in der Gefechtsausbildung zu erreichen, damit unser sozialistisches Vaterland stets zuverlässig geschützt bleibt.

Sie werden mir sicher beipflichten, daß Alter zwar klug macht, daß aber nicht jeder Kluge alt zu sein braucht und oftmals auch nicht ist. Und Sie werden sicher auch schon zu differenzieren gelernt haben zwischen allgemeiner Lebenserfahrung und konkreter, sachbezogener, in diesem Falle militärischer Kenntnis und Praxis.

Früher sagte man: Jede neue Generation steht auf den Schultern der alten. Damit sollte der Umfang des Wachstums an Wissen und Erfahrung im Zeitraum eines Lebensalters sichtbar gemacht werden.

Heute und in unserer Republik ist es bald so weit, daß man sagen kann: Jeder neue Jahrgang steht auf den Schultern des alten. So schnell schreitet die geistige Entwicklung voran und so schnell wachsen die Menschen mit ihr.

Warum also soll der im Vergleich zu Ihnen durchaus nicht so sehr jüngere Unteroffizier nicht doch schon eine Autorität mit eigenen Lebens- und militärischen Berufserfahrungen sein können?

Entscheidend sind nicht so sehr die Lebensjahre, sondern das Wissen und Können – und wie der Unteroffizier es in die Praxis seiner Erziehungs- und Ausbildungsarbeit umsetzt.

Die Autorität des Unteroffiziers beruht neben seiner Persönlichkeit vor allem auf den von ihm praktizierten Vorschriften. Und in ihnen steckt mehr Lebens- und Kampferfahrung sowie Autorität, als sich einer allein in seinem ganzen Leben jemals aneignen kann.

Ihr Oberst Richter



Dr. Grabowskis Rechnung ging nicht auf

Von J. C. Schwarz

16. Januar 1919. Dr. Grabowski, Pressechef im Hauptmannsrang beim Stab der Garde-Kavallerieschützendivision im Eden-Hotel atmet erleichtert auf. Die Morgenzeitungen haben vom Wolffschen Telegrafenbüro die „amtliche" Darstellung der Vorgänge des gestrigen Abends übernommen. Der Text, den Grabowski zusammen mit dem Stabschef Hauptmann Pabst noch in der Nacht ausarbeitete, ist nicht geändert worden, und die großen Tageszeitungen von rechts bis zur bürgerlich-demokratischen „Vossischen Zeitung" haben die Grabowsche Version gehorsam abgedruckt und zum Teil schon kommentiert. Demnach wurde der gestern um halb zehn Uhr abends beim Stab im Eden-Hotel von einer Patrouille eingelieferte Spartakistenführer Dr. Karl Liebknecht von einem unbekannten Mann aus der Menge, die das Eden-Hotel umringte, auf den Kopf geschlagen. Dr. Liebknecht wollte gerade in das Auto steigen, das ihn ins Untersuchungsgefängnis Moabit bringen sollte. Zur Vermeidung von neuerlichem Aufsehen habe der Führer der Begleitmannschaft dann einen Umweg durch den Tiergarten gewählt, wo der Kraftwagen am Neuen See stehen blieb, weil er eine Panne hatte. Bei dem Versuch der Begleiter, zu Fuß die Charlottenburger Chaussee zu erreichen, um eins der hier patrouillierenden Militärfahrzeuge zwecks Weiterführung des Transports anhalten zu können, rannte Dr. Liebknecht plötzlich der Begleitmannschaft davon. Da er auf Anruf nicht stehen blieb, wurde er durch einige gezielte Schüsse niedergestreckt. Seine Leiche wurde dem Rettungsamt hinter dem Eden-Hotel übergeben.

Dr. Grabowski ist zufrieden. An diesem Morgen zumindest kommt noch kein Mensch auf die Idee, zu fragen, w i e denn die Leiche zur Rettungsstelle geschafft wurde. Der Transportwagen hatte doch für den lebenden Liebknecht eine Panne, warum war er zehn Minuten später für den toten Liebknecht wieder fahrtüchtig? Grabowski wird zusammen mit Hauptmann Pabst dafür sorgen, daß niemand diese Frage stellt.

Der „amtliche" Bericht geht weiter: „Etwa eine halbe Stunde nach dem Abtransport des festgenommenen Dr. Liebknecht wurde seine ebenfalls festgenommene Mitarbeiterin Frau Rosa Luxemburg in ein anderes Auto gebracht, um ins Moabiter Untersuchungsgefängnis geschafft zu werden. Inzwischen war die Menschenmenge, die das Eden-Hotel belagerte, noch größer geworden, und der Führer der zweiten Begleitmannschaft hatte Mühe, sich mit seinen Leuten und der Festgenommenen durch die Menge hindurchzuzwängen, die gegen die verhafteten Spartakistenführer eine drohende Haltung einnahm. Für einen Augenblick wurde die Begleitmannschaft von Frau Luxemburg abgedrängt. Dieser Augenblick genügte den erregten Menschen, um Frau Luxemburg niederzuschlagen, die in bewußtlosem Zustand von der Begleitmannschaft aufgefangen und in den bereitstehenden Wagen getragen wurde. Der Wagen entfernte sich eiligst. Am Lützow-Ufer wurde er durch Rufe zum Halten aufgefordert. Eine zahlreiche Menschenmenge, die hier offenbar auf den Wagen gewartet hatte, drängte sich heran, sprang auf die Trittbretter und zerrte unter den Rufen: „Das ist die Rosa" den Körper der Frau Luxemburg aus dem Wagen heraus, um mit ihm in der Dunkelheit zu verschwinden." Grabowski schmunzelt beim Lesen. Keiner der Redakteure, die diese „amtliche" Darstellung abdruckten, fragt, woher denn die „Menschenmenge" gewußt haben soll, daß der Wagen mit der Luxemburg hier entlang fuhr. Kaum jemand hatte die Möglichkeit, ihm voraus zu laufen und ihn zu erwarten. Stolz auf sein journalistisches Meisterwerk geht Dr. Grabowski ins Nebenzimmer, wo Hauptmann Pabst sitzt, und legt ihm die Zeitungen auf den Tisch. Wenn bloß dieser Jäger Runge nicht quatscht und sich dicke tut. Der Adjutant von Hauptmann Pabst, Hauptmann von Pflugk-Harttung, hat gestern Runge als Wachposten vor dem Hotel eingesetzt und außerdem veranlaßt, daß sein Bruder, Kapitänleutnant Pflugk-Harttung, gestern abend den Liebknecht-Transport leitete; man ist also in der Familie geblieben. Und wer weiß schon, daß Heinz Pflugk-Harttung mit dem Leiter des militärischen Ressorts der „antibolschewistischen Liga", Siebel, eng befreundet ist, und versprochen hat, die Führer der Revolutionäre physisch zu vernichten. Nur Runge ist eine „unbekannte Größe". Sie reden jetzt zu dritt über diesen Runge. Wird er dicht halten? Sie lachen über die einzelnen Formulierungen des Agenturberichts. Von einer Menschenmenge vor dem Hotel konnte keine Rede sein. Es war nicht ein Zivilist zu sehen gewesen, die einzigen Zivilisten in der Nähe des Tatortes waren die Hotelangestellten.

„Holen Sie sofort den Direktor des Hotels herauf", sagt Pabst zu seinem Adjutanten. Wenig später betritt Herr Ott das Zimmer. Er nimmt in serviler Haltung den Auftrag entgegen, den

ihm Hauptmann Pabst gibt; eine halbe Stunde später steht er gebieterisch und streng vor den versammelten Hotelangestellten.
„Es hat sich gestern abend folgendes zugetragen", sagt er und verliest die „amtliche" Darstellung. „Habt Ihr mich verstanden? Das sind die amtlich bestätigten Vorgänge. Keiner hat etwas anderes gesehen. Ist das klar?" Inzwischen hat Pabst Leutnant Liepmann rufen lassen, der gestern abend einer der Begleiter des Liebknecht-Transportes war und in der Nähe des Hotels wohnt, in der Kurfürstenstraße. Liepmann ist ein junger schneidiger Mann aus guter Offiziersfamilie. Er baut sich vor seinem Chef militärisch auf. „Nehmen Sie bequeme Haltung an. Setzen Sie sich. Kennen Sie den Jäger Otto Runge? Er hatte gestern abend Wache vor dem Hotel. Sie wissen ja, daß er die Luxemburg und den Liebknecht „lädiert" hat mit einigen Kolbenschlägen. Er muß sofort weg. Bringen Sie ihn zum Husarenregiment Nr. 8. Ich gebe Ihnen den entsprechenden Versetzungsbefehl mit."
Der Stabschef ist ein tüchtiger Mann. Er und Grabowski schaukeln die Sache. Sie fragen sich men, schließen wir jetzt der amtlichen Darstellung die Mitteilung von einem schwebenden Disziplinarverfahren an". Er greift zum Telefon, um mit seiner vorgesetzten Stelle, dem Stab des Korps, alles zu vereinbaren. Dr. Grabowski kann eine neue Erklärung formulieren: „Zur Feststellung, ob die beiden Führer der Begleitmannschaften von Dr. Liebknecht und Frau Rosa Luxemburg ihre dienstliche Pflicht erfüllt haben, ist die kriegsgerichtliche Untersuchung eingeleitet worden. Der die Begleitmannschaft von Frau Luxemburg befehlende Offizier ist vom Dienst suspendiert, bis klargelegt worden ist, warum er zum Schutze der Frau Luxemburg nicht gegen das Publikum von der Waffe Gebrauch gemacht hat."
„Uff", sagt Pabst und lehnt sich in seinen Sessel zurück. „Für heute genug. Kennen Sie das, lieber Grabowski?" Und er reicht seinem Pressechef über den Tisch ein Exemplar der „Roten Fahne" vom 14. Januar herüber, in dem ein Artikel von Rosa Luxemburg rot angestrichen ist.
„. . . . Ordnung herrscht in Berlin!" liest Grabowski unter anderem. „Ordnung, verkündet triumphierend die bürgerliche Presse, verkün-



jetzt, angesichts der vor ihnen liegenden „amtlichen" Darstellung, ob sich nicht kluge Leute wundern werden, warum die tapferen Männer der Garde-Schützenkavalleriedivision nicht mit der andrängenden Menge fertig wurden, warum sie nicht von der Schußwaffe Gebrauch machten, um die Festgenommenen zu schützen. Wurde Dr. Liebknecht genügend aufgeklärt darüber, welche Gefahr für ihn mit einem Fluchtversuch verbunden ist?
„Wißt ihr was", sagt Hauptmann Pabst, „um dussligen Fragen der Presseleute zuvorzukom- den Ebert und Noske, verkünden die Offiziere der ‚siegreichen Truppen', denen der Berliner kleinbürgerliche Mob in den Straßen mit Tüchern winkt, mit Hurrah! zujubelt. Der Ruhm und die Ehre der deutschen Waffen sind gerettet ... durch den glänzenden Sieg über die 200 ‚Spartakisten' im ‚Vorwärts'! ... Niedergemetzelte Parlamentäre, die über die Übergabe des ‚Vorwärts' verhandeln wollten und von der Regierungs-Soldateska mit Kolben bis zur Unkenntlichkeit zugerichtet wurden, so daß die Rekognoszierung ihrer Leichen unmöglich

ist, Gefangene, die an die Wand gestellt und in einer Weise hingemordet werden, daß Schädel und Hirn herumspritzen: Wer denkt da noch angesichts so glorreicher Taten an die schmählichen Niederlagen vor den Franzosen, Engländern und Amerikanern? ‚Spartakus' heißt der Feind und Berlin der Ort, wo unsere Offiziere zu siegen verstehen. Noske, der ‚Arbeiter' heißt der General, der Siege zu organisieren weiß, wo Ludendorff versagt hat..."
„Gottlob", sagt Grabowski und gibt die Zeitung seinem Vorgesetzten zurück. „Der haben wir das Maul gestopft. Für immer."
In den nächsten Tagen werden die Wachmannschaften im Eden-Hotel auf Anordnung Hauptmann Pabst von den Wachverantwortlichen auf ihre Zuverlässigkeit hin geprüft. Sie werden beobachtet. Man entläßt fünf Mann, ganz einfach, man schickt sie nach Haus, sie brauchen nicht weiter zu dienen, sie sind entlassen. Einer von ihnen zeigte einen Schuh herum und bot ihn dem Hotelpersonal zum Ankauf an; der Schuh gehörte Frau Luxemburg, sie hatte ihn auf dem Weg vom Hotel ins Auto verloren. Eine peinliche Geschichte! Verliert ein normal gehender erwachsener Mensch, der nicht auf irgendeine Weise zum Stolpern gebracht wurde, seinen Schuh? Leute vom Schlag der Redakteure der „Roten Fahne" würden aus dieser Schuhgeschichte alles herausholen, was sie brauchen. Man nimmt dem Mann den Schuh ab und ihn selbst ins Gebet, man entläßt ihn sofort aus dem Heer, nicht ohne eine Drohung einzuflechten, daß es ihm so ergehen könnte wie dem Besitzer des Schuhs, wenn er nicht schweigen würde. Das alles sind die genialen Maßnahmen des Hauptmanns Pabst.
Aber trotzdem beginnt er sich zu fragen, ob er und Grabowski irgendwelche Fehler gemacht haben. Es stimmt etwas nicht, die Sicherungen funktionieren nicht. Sowohl von der „Freiheit"[1] wie von der „Roten Fahne"[2] wird nämlich immer wieder lautstark behauptet, die „amtliche Darstellung" wolle dem Publikum ein Märchen auftischen und von der Tatsache ablenken, daß hier ein gemeiner Meuchelmord vorliegt. Hat dieser Runge gequatscht? Da war doch die Geschichte mit dem Redakteur der „Roten Fahne", der zusammen mit Liebknecht und Luxemburg festgenommen und im Eden-Hotel eingeliefert wurde und den Pabst zum Alexanderplatz ins Polizeipräsidium zu bringen befohlen hatte, weil der Mann zu ihm ins Zimmer kam und von „Mißverständnissen" sprach. Macht d e r vielleicht Stimmung gegen die „amtliche" Darstellung? Pabst hat inzwischen erfahren, daß dieser Mann, er hieß Pieck oder so ähnlich, auf dem Weg zum Alex geflohen ist. Wahrscheinlich ist er wieder in seiner Redaktion und erzählt unangenehme Dinge. Irgendwie auf leisen Sohlen zieht ins Gemüt des Hauptmanns Pabst das Gefühl ein, die Dämme gegen das von allen Seiten anplätschernde Wasser nicht mehr abdichten zu können. Alle Hoffnung richtet sich jetzt auf den Kriegsgerichtsrat Jorns, der den Fall laut Absprache mit dem Korps-Stab untersuchen und juristisch abschließen soll und von dem die zuständigen Stellen vertraulich versicherten, er sei zwar Jurist, aber in erster Linie Offizier.
Und Jorns hält, was er verspricht. Das erste, was er tut, ist, nichts zu tun. Er läßt Zeit ver-

---

[1] Zeitung der USPD
[2] Zeitung der KPD



Illustrationen:
Karl Fischer

streichen. Er legt seinen Amtssitz neben den von Hauptmann Pabst im vierten Stock im Eden-Hotel und gibt Fahndungs- und Verhaftungsbefehle an Pabst weiter, angeblich mit der Bitte um Hilfe, da es sich um Divisionsangehörige handelt. Der Adjutant und Sekretär Pabsts, Hauptmann von Pflugk-Harttung, dessen Bruder den Liebknechttransport leitete, liest mit und kann auch die am Luxemburg-Transport Beteiligten warnen und vor allen Dingen den immer kleiner werdenden Durchmesser der Schlinge beobachten, die sich um den Hals des Jägers Otto Runge legt. Die „Freiheit", die „Rote Fahne" und der linke Flügel der Unabhängigen scheinen eigene Fahndungsbüros eröffnet zu haben. Sie glaubten vom ersten Tage an nicht an die amtliche Darstellung. Es wurde bekannt, daß sich am Abend des 15. Januar weder vor dem Eden-Hotel noch am Lützowufer oder sonstwo „erregte Menschenmengen" aufhielten; die Straßen waren völlig menschenleer und die einzigen Personen, die eine „drohende Haltung" gegen die widerrechtlich verhafteten Arbeiterführer einnehmen konnten, müssen Soldaten und Offiziere gewesen sein. denn andere Personen waren um diese Zeit nicht auf der Straße.

Am 12. Februar, etwa vier Wochen nach den Vorgängen im Eden-Hotel, bringt die „Rote Fahne" eine Zusammenstellung aller bisher bekannten Fakten, aus denen sich ein genaues Bild des Mordes an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ergibt. Dieser Mord war eine Tat der Offiziere der Garde-Kavallerieschützendivision. Es werden Namen genannt. Die Mordgesellschaft zechte fröhlich nach der Tat und ließ sich sogar fotografieren, auf der Fotografie ist auch der Jäger Runge zu sehen. Dieses Foto

wird von der „Roten Fahne“ veröffentlicht. Es ist Pabst unbegreiflich, wie es in die Hände dieser Zeitung geriet. Dann heißt es: „... Wir klagen an: Kapitänleutnant von Pflugk-Harttung und seine Begleiter des Mordes an Karl Liebknecht. Den Oberleutnant Vogel des Mordes an Rosa Luxemburg. Die Jäger Runge, Träger und Guttinger des Mordversuches, Mordes und der Beihilfe dazu. Den Hauptmann Pabst der Begünstigung der Mörder. Den Hauptmann Petry der Aufstachelung zum Mord, er hat die Mörder durch Ausrufe wie „der Kerl lebt noch“ und „schlagt den Hund tot“ angestiftet. Den Hoteldirektor Ott der Begünstigung und der Verleitung zum Meineid ...“ Ungenau beschrieben in diesem Artikel der „Roten Fahne“ sind nur die Rolle des Hauptmanns Pabst und das Verschwinden der Rosa Luxemburg, von der angenommen wird, eine Gruppe von Soldaten habe am Lützowufer das Auto angehalten, Rosa Luxemburg herausgezerrt und verschleppt.

Der offene Skandal ist da. Der Justizminister macht Jorns Vorhaltungen, so daß Jorns gezwungen ist, erste Fahndungs- und Verhaftungsbefehle herauszugeben, die durch das Büro Pabst gehen. Die Mannschaften beider Wagen werden endlich ins Moabiter Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Nur Runge ist verschwunden. Zwei Jahre später erzählt Runge: „Im Husarenregiment Nr. 8 erschien Mitte Februar ein Rittmeister Weber vom Eden-Hotel, zeigte mir eine Abschrift des gegen mich erlassenen Haftbefehls, übergab mir 240 Mark und einen Militärfahrschein nach Köln und sagte mir, ich müsse sofort verschwinden. Vorher sollte ich mich aber noch einmal im Eden-Hotel melden.“ Runge geht also ins Eden-Hotel, an der Tür des nach ihm fahndenden Jorns vorbei, und meldet sich beim Adjutanten des Hauptmanns Pabst. Es wird ihm gesagt, daß der Haftbefehl nicht eher losgelassen wird, bis er irgendwo untergetaucht ist. Er soll in seine Wohnung gehen und sich umziehen. In seiner Wohnung findet Runge weitere 4000 Mark und einen Zettel, auf dem ihm befohlen wird, sofort nach Prag zu fahren und sich dort beim deutschen Konsul zu melden, der Bescheid wisse. Leutnant Liepmann, einer der Begleiter des Liebknecht-Transportes, gegen den ebenfalls ein Haftbefehl im Büro Pabst in der Schwebe gehalten wird, erscheint in der Wohnung Runges, stellt fest, daß Runge nicht nach Prag fahren will, weil er keinen Auslandspaß besitzt und zwingt ihn, mitzugehen. Runge wird unter Bewachung vier Tage in Liepmanns Wohnung in der Kurfürstenstraße festgehalten, bekommt dann einen Militärfahrschein nach Flensburg und falsche Papiere. Auf Grund des von der „Roten Fahne“ veröffentlichten Fotos wird er nach kurzer Zeit in Ahlsen bei Hamburg festgenommen.

Inzwischen hat Hauptmann von Pflugk-Harttung seinem Untergebenen Liepmann befohlen, sich zu stellen und mit den anderen Offizieren Quartier im Untersuchungsgefängnis Moabit zu beziehen. Aber Jorns hat es immer noch nicht eilig. Das erste Aktenstück, das Jorns mit dem Vermerk „eilt“ versieht, ist die Erlaubnis für Liepmann, zum Zahnarzt zu gehen. Aber Liepmann will nicht etwa fliehen. Er weiß, es besteht für die Offiziere keine Gefahr. Er kehrt vom Zahnarzt pünktlich ins Untersuchungsgefängnis zurück. Den inhaftierten Offizieren geht es gut. Die Zellentüren stehen den ganzen Tag über offen. Sie dürfen Damenbesuch empfangen und abends ausgehen. Am 25. März abends trifft Jorns den Untersuchungshäftling Liepmann auf dem Wittenbergplatz; Liepmann ist auf dem Weg zur Kolibri-Bar. So ein junger Leutnant stellt Anforderungen ans Leben, und Jorns ist nicht der Mann, der ihm Hindernisse in den Weg legen würde. Eine der Frauen der Inhaftierten beschwert sich bei Jorns: Ihr Mann empfange des öfteren den Besuch einer fremden Dame, auch sie selbst, wenn sie ihn besuche, werde nicht nach ihrer Besuchserlaubnis gefragt. Jorns ist immer noch nicht der Meinung, daß für mehr als die Ehen der Inhaftierten Verdunkelungsgefahr besteht.

Erst am 8. Mai beginnt das Feldkriegsgericht des Garde-Kavallerieschützenkorps die Verhandlung in der Strafsache wegen Ermordung Dr. Karl Liebknechts und Frau Rosa Luxemburgs. Am 14. Mai werden die Urteile verkündet. Nur die Mörder von Rosa Luxemburg werden verurteilt und denkbar milde. Runge, der am Eingang des Eden-Hotels Wache hielt und Rosa Luxemburg, als sie durch die Drehtür hinaus zu dem wartenden Auto geführt wurde, mit zwei Gewehrkolbenschlägen bewußtlos schlug, erhält zwei Jahre Gefängnis. Die gleiche Strafe erhält Oberleutnant Vogel, der Transportleiter, der die Bewußtlose 200 Meter hinter dem Hotel im Wagen erschoß. Alle anderen werden freigesprochen. Auch der Leiter des Liebknechttransportes, Kapitänleutnant von Pflugk-Harttung, mit der Begründung, daß die Frage juristisch nicht zu klären sei, ob im Dunkeln die Körperbewegungen des zum Vorangehen aufgeforderten Dr. Karl Liebknecht, der beim Verlassen des Eden-Hotels ebenfalls von Runge zwei Gewehrkolbenschläge erhalten hatte und kaum gehen konnte, als Fluchtversuch gedeutet werden durften oder nicht. Runge sitzt seine Strafe ab, er ist nicht Offizier, er ist ein gemeiner Soldat, dem die Offiziere freilich Hilfe versprochen hatten. Aber die Hilfe bleibt aus. Vogel dagegen, der die Leiche seines Opfers in den Lützowkanal hatte werfen lassen, braucht die Strafe nicht abzusitzen. Schon am letzten Verhandlungstag, dem 14. Mai, hat der Unabhängige Abgeordnete Dr. Cohn dem Kriegsminister Reinhardt mit Abschrift an die Reichskanzlei mitgeteilt, daß für die angeklagten Offiziere Pässe auf falsche Namen besorgt seien, so für den Oberleutnant Vogel auf den Namen Kurt Velsen. Zur Erledigung der Paßformalitäten haben die angeblich in strenger Haft Gehaltenen die in Frage kommenden amtlichen Stellen persönlich aufsuchen dürfen. Noske ordnet zwar eine Überprüfung dieser Meldung an, aber bis die Überprüfung zustande kommt, holt ein Hauptmann Janssen den Mör-

der Vogel mit einem vom Divisionsstab, also vom Büro Pabst, abgestempelten Ausweis aus dem Moabiter Gefängnis und bringt ihn zum Flughafen Tempelhof. Am 17. Mai fliegt Vogel nach Holland und bleibt da bis zu einer Amnestierung am 23. Dezember 1920. Runge teilt später nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in einem Brief an die „Freiheit" mit, daß die Offiziere im Untersuchungsgefängnis mit ihm den Prozeß eingeübt hatten. Sie bedrohten ihn: Wenn er nicht richtig aussage, so wie sie es ihm befehlen. würde er eines Tages eine Handgranate in seinem Bett vorfinden. Es fiel während des Prozesses auf, daß Runge stumpfsinnig bei eingelernten Aussagen verharrte, denen offenbar die Absicht zu Grunde lag, die „amtliche Darstellung" zu stützen.
In diesem Brief Runges an die „Freiheit" steht aber noch etwas anderes: „. . . Was die Sache Liebknecht betrifft, hatte ich strikten Befehl von Offizieren, diesen Lumpen niederzuschlagen mit dem Kolben an der Stelle, wo er herauskam. Ich war neu und kannte die Offiziere nicht, sah aber später, daß die meisten meine Mitangeklagten waren. Was die Luxemburg anbetrifft, kamen Offiziere zu mir und sagten, ‚ich gebe Ihnen den Befehl, daß die Luxemburg das Eden-Hotel nicht mehr lebend verläßt, merken Sie sich das!' Einer schrieb sich meinen Namen auf und sagte zu mir: ‚Sie wird Ihnen ja durch den Oberleutnant Vogel in die Arme geführt, so daß Sie nur zuschlagen brauchen.' Gleich nach der Erledigung meines Auftrages kam ein Offizier vor das Portal und sagte, ich solle sofort nach oben vier Treppen gehen und da Ordnung schaffen. Da sei auch einer von der „Roten Fahne", ‚ich gebe Ihnen den Befehl, ihn sofort zu erschießen.' Auf der Treppe kam mir ein Vizewachtmeister entgegen und sagte, ich hätte sofort den Redakteur der „Roten Fahne" zu erschießen. Ich sagte ihm, ich hätte schon meinen entsprechenden Befehl und fragte, woher er den seinen habe. Er antwortete: ‚Die Befehle kommen von Hauptmann Pabst.' Oben stand ein Mann an der Wand, einer saß daneben. Ich hatte das Gewehr schon eingezogen, aber der Mann der „Roten Fahne" kam auf mich zu und sagte, er hätte noch einen Auftrag zu erledigen. Er wurde in ein Zimmer geführt. Als er wieder herauskam, war er in Begleitung eines Offiziers, der sagte: ‚Führen Sie den Mann ab und sorgen Sie dafür, daß nichts passiert.' . . ." Soweit der Auszug aus Runges Brief. Dieser Brief sagt erschöpfend über die Rolle des Hauptmann Pabst aus. Jorns aber stellte es so hin, als habe Runge spontan in „begreiflicher Empörung" als Frontsoldat gehandelt, den die Beleidigung des Soldatenstandes durch die Spartakisten in Wut gebracht habe. In Wirklichkeit hatte Runge nur die Befehle Pabsts ausgeführt.
Neun Jahre später, im Jahre 1928, trat Jorns als Nebenkläger in einem Verleumdungsprozeß gegen die Zeitschrift „Das Tagebuch" auf, die den inzwischen zum Reichsanwalt avancierten Kriegsgerichtsrat beschuldigt hatte, den Mördern Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs Vorschub geleistet zu haben. Es gelang aber der Redaktion des „Tagebuches", das Gericht davon zu überzeugen, daß ihre Behauptung völlig der Wahrheit entsprach. Trotzdem blieb Jorns weiter Reichsanwalt. 1936 wurde er von der Hitlerregierung zum Reichsanwalt beim Volksgerichtshof berufen, trat aber schon ein Jahr nach dieser Berufung in den Ruhestand. In einer Dankesurkunde würdigte Hitler „die hervorragenden Verdienste" des scheidenden Beamten.
Und auch Runge alias Radolf wurde belohnt. Im Protokoll über eine Sitzung des faschistischen Ministerrats vom 13. 6. 1934 – StM. I 6 391 I heißt es: „Zu Punkt 8 der Tagesordnung (Entschädigung der in den sogen. Fememordprozessen verurteilten Personen) beschloß der Ministerrat, dem ehemaligen Husaren Otto Runge eine einmalige Entschädigung von 6000 RM aus Staatsmitteln zu gewähren." Und Runge schrieb zurück: „Sehr geehrter Herr Minister. Ihr Schreiben vom 16. 7. 34 zwecks Entschädigung ist bei mir eingegangen. Ich spreche Ihnen sowie dem Staatsrat meinen besten nationalistischen Dank aus . . . Hitler Heil. Wilhelm Radolf. Ich hätte auch gern meinen Namen Otto Emil Runge wieder gehabt, wenn es nicht so viel Umstände macht."
Der Mord an Karl und Rosa, die Versuche, ihn zu vertuschen und die Mörder zu decken, die Art der Verhandlungsführung in diesem von den fortschrittlichen Kräften erzwungenen Prozeß, die Urteile und die Belohnung der Verantwortlichen für diese Justiz-Komödie widerspiegeln die Atmosphäre der bürgerlichen Weimarer Republik. Keine Gedenktafel in Westberlin, weder am Lützowufer noch am Neuen See, ehrt heute die großen deutschen Arbeiterführer Karl und Rosa, deren brutale Ermordung Auftakt der 14 Jahre später einsetzenden, Deutschland und die ganze Welt überflutenden braunen Mordwelle war. Im Gegenteil, die Mörder konnten sich im Bonner Staat noch ihrer Untat rühmen. 1955 kehrte der ehemalige kaiserliche Generalstabsoffizier und Major a. D. der faschistischen Wehrmacht Waldemar Pabst aus der Schweiz nach Westdeutschland zurück und brüstete sich in der Illustrierten „Stern" (Hamburg): „Ich gewann den Eindruck, die beiden seien die geistigen Führer der Revolution, und ich beschloß, sie umbringen zu lassen." „Der Spiegel" brachte in Fettdruck seine Äußerung: „Ich ließ Rosa Luxemburg richten."
Keine staatliche Stelle griff ein. Das Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung vom 8. 2. 1962 machte deutlich, daß die Bonner Behörden den Fall Pabst nicht nur für abgeschlossen halten, sondern für sein damaliges Verbrechen weitgehendst Verständnis zeigen. Im Bulletin heißt es nämlich: „. . . Pabst bestreitet nicht seine Verantwortung für die standrechtlichen Erschießungen, aber er versichert, es in höchster Not und in der Überzeugung getan zu haben, nur so den Bürgerkrieg beenden und Deutschland vor dem Kommunismus retten zu können."


Mit der Waffe
in der Loipe



Fahnen und Transparente, Musik, einmarschierende Sportler, hin- und hereilende Kampfrichter, Tribünen voller Zuschauer, Lautsprecheransagen, die weit über den Platz schallen. Und dann immer wieder aufbrausender Jubel und Beifall, wenn einer der Athleten das Ziel erreicht: Wettkampfatmosphäre, prikkelndes Fluidum sportlicher Großereignisse, gleichermaßen Aktive und Zuschauer packend.

Nicht so glanzvoll ist der Rahmen des Wettkampfes, dessen Arena die Wälder um das Erzgebirgsstädtchen Marienberg sind.

Den Einmarsch der Sportler besorgen zwei LKW vom Typ LO. Mühsam quälen sie sich durch die von Neuschnee verwehten Fahrrinnen. Sie halten neben einer Skispur. Soldaten springen von den Ladeflächen. Ski werden herabgereicht, dazu MPi und Schutzmasken. Es sind die letzten Vorbereitungen zum Start der Meisterschaften im militärischen Langlauf des Truppenteils Krause.

Zwar wird als sichtbares Zeichen vorerst nur ein Zieltransparent entrollt, die Unruhe eines beginnenden Wettkampfes erfaßt jedoch auch hier die Aktiven. Die Zuschauer, zu gleicher Zeit Kampfrichter, Ordner und Betreuer, lassen sich allerdings an zehn Fingern abzählen.

Neuschnee auf Altschnee – welches Wachs ist das beste? Die Marienberger Soldaten beschäftigen vor dem Start die gleichen Probleme wie die Aktiven eines großen internationalen Ski-Langlaufs. Immer wieder laufen sie einige Meter, wachsen neu, probieren wieder.

Oberleutnant Voland hält eine blakende Lötlampe. Zweimal verbrannte er sich daran die Finger. Aber jetzt schmilzt das Wachs und läßt sich auf das Brett streichen.

Der Zugführer aus der 120-mm-

Ein schneller Ski ist der halbe Lauf. Also gut und gründlich wachsen!
◀

Nicht jeder meisterte sturzfrei die natürlichen Hindernisse.
▶



Unten links: Weit und genau – Devise beim Handgranatenwerfen.

Batterie wollte ja selbst mitlaufen, doch er ist zu stark erkältet. Eigentlich gehört er sogar ins Bett. Aber er will wenigstens seine Mannschaft, mit der er gemeinsam trainierte, betreuen. Und seine Soldaten sind froh über seine Hilfe, über Ratschläge, Hinweise. Er merkt es. Vielleicht kommen sie so leichter über die nicht einfache Strecke, auch sein „Ersatzmann", der Gefreite Junghanns. Es geht ja um das Ansehen der Batterie. Am Start zählt Major Müller für die erste Patrouille die letzten Sekunden: „Vier – drei – zwei – eins – Start!"

Mit weitausholenden Schritten gehen drei Genossen in die Spur. Die ersten Meter um gleichmäßigen Rhythmus ihrer Bewegungen bemüht. Vor ihnen liegen 10 000 Meter. Die Loipe wird sie über Berge, durch Dickicht und Gräben führen. Nach 5 000 Metern müssen sie einen fünf Meter langen und einen Meter breiten Grabenabschnitt mit Handgranaten bekämpfen. Ein Stück weiter ist mit sechs Schuß aus der MPi in kurzen Feuerstößen eine Scheibe in 150 Metern Entfernung zu treffen. Danach müssen sie weitere 5000 Meter laufen. Davon die letzten 1000 Meter mit angelegter Schutzmaske. 100 Meter vor dem Ziel ist einem Läufer das Bein zu schienen und der „Verwundete" zum Ziel zu transportieren.

„Vier – drei – zwei – eins – Start!" Wieder schickt Major Müller eine Patrouille in die



Spur. Jetzt sind es drei Unteroffiziere der 6. mot. Schützenkompanie. Kräftig stoßen sie sich mit den Stöcken ab, als wollten sie schon auf den ersten Metern den Kampf entscheiden. Im vergangenen Jahr war ihre mot. Schützenkompanie die beste des Truppenteils. Das gleiche Ziel haben sie in diesem Jahr. Aber kämpfen nur die Unteroffiziere für die Kompanie? Nach dem letzten Training der Wintersportler traf sich die Sportgruppe zur „taktischen" Beratung. Es wurde beschlossen: Die Unteroffiziere laufen Patrouille, sie haben die meisten militärischen Erfahrungen. Zehn Wintersportler, junge Soldaten, starten im Spezialanglauf. Die Chancen der Kompanie sind so größer. Schließlich bringen Sieg und Platz in jedem Wettbewerb Punkte für die Endauswertung.

Jetzt tritt die Patrouille der 120-mm-Granatwerferbatterie in die Spur, angeführt vom Gefreiten Martin.

Leicht gleiten seine Bretter durch den Schnee. Der Erzgebirgler ist in seinem Element und glücklich, den liebgewordenen Sport auch während des Armeedienstes ausüben zu können. So oft Schnee liegt, bittet er sonnabends um Ausgang und schnallt seine Bretter an. Er ist der stärkste Mann in der Patrouille. Immer wieder versucht er den „Ersatzmann" Junghanns mitzureißen, schließlich trägt er dessen MPi. Auch die Granatwerferbatterie will den Sieg.

Dem Wettkampf fehlt äußerlich jegliche Attraktivität. Und doch kämpft jeder Aktive mit höchstem Einsatz, als ginge es um nationale Meisterehren oder internationale Anerkennung. Meister des Truppenteils zu werden oder zur besten Kompanie zu gehören, ist ehrenvoll und erstrebenswert und gibt dem Kampf die nötige Würze. Ohne sie wäre es fade und ein totes Rennen.

Alle Patrouillen sind in der Spur. Also haben wir Zeit und Gelegenheit, uns auch etwas mit den anderen Diszi-

plinen der ASG-Arbeit zu beschäftigen. Recht nüchtern hört es sich an, wenn Major Müller, Offizier für Körperertüchtigung und Sport und die Seele der ASG-Leitung, sagt: „Wir haben sechs Sektionen." Doch was steckt alles hinter diesen sachlichen Worten! Etwas von der Breite der Arbeit in der Sportgemeinschaft wird sichtbar, wenn man erfährt: daß die Fußballer mit guten Chancen in der Bezirksliga spielen, die Sportschützen an Bezirkswettkämpfen teilnehmen, die Wintersportler bei kreisoffenen und bezirksoffenen Wettkämpfen Siege und Plätze holen, daß die Handballer in der Bezirksliga nach dem Aufstieg in die DDR-Liga streben, obwohl sie schon mehrere Spieler zum ASK Berlin delegierten und daß die Leichtathleten im Kreis ein Wort mitreden und die Judokas sich jedem möglichen Wettkampf stellen können.

Der Arm der ASG reicht weiter, bis in die Kompanie. Regelmäßig organisiert sie Meisterschaften des Truppenteils im Fußball, Volleyball, Schach und Wintersport, dazu Bestenermittlungen auf der Sturmbahn.

Aktiv und freudvoll treiben die Soldaten in Marienberg in ihrer Freizeit Sport, sicher zum großen Teil angeregt durch die persönliche Initiative und auch Teilnahme vieler Offiziere des Truppenteils. Daß sich das auch in guten Ausbildungsergebnissen niederschlägt, zeigen die guten Noten in der Militärischen Körperertüchtigung der meisten Soldaten in den letzten Jahren.

Ein den vielseitigen Interessen der Soldaten entsprechendes Sportleben zu organisieren, dabei die Forderungen der Waffengattung zu berücksichtigen und alles den Bedingungen des Standortes anzupassen, gibt Probleme genug. Marienberg löst sie. Aber was tun, wenn plötzlich Ansprüche gestellt werden, die den Rahmen einer Armeesportgemeinschaft übersteigen? Wenn plötzlich ein hochtrainierter Gewichtheber aus einem bekannten Sportklub seinen Wehrdienst antritt?
Die ASG des Truppenteils Krause meisterte auch dieses Problem. Ohne weiteres fand Sportfreund Spieß vom TSC Berlin gleich zwei Ausgleichsportarten im Programm der ASG. Im militärischen Mehrkampf und auf der Sturmbahn blieb er fast seinen ganzen Wehrdienst über ungeschlagen. Die ASG fand für ihn und seine Geräte, die der TSC Berlin eigens nach Marienberg transportierte, einen Übungsraum. Dort trainierte nicht nur Spieß 18 Monate, sondern mit ihm auch einige Soldaten, die für Drücken, Reißen und Stoßen Interesse fanden. Der Erfolg war beiderseitig. Gefreiter Spieß wurde ein guter Soldat, sicher auch deshalb, weil seine sportliche Leistung nicht wesentlich abfiel. Nach seinem Wehrdienst konnte er wieder in seiner Klubmannschaft kämpfen. Nun ist Gewichtheben noch keine den militärischen Tätigkeiten absolut entgegengesetzte Sportart – man denke an die Artillerie. Aber was tun, wenn ein Radballer an die Pforten der ASG klopft? Man verfährt in ähnlicher Weise. Seine Kondition hielt Sportfreund Seyfert beim Laufen. Nicht wenig freuten sich die Leichtathleten über den eifrigen Radballer. Auch hier wurde mit der Heimatsportgemeinschaft ein Übereinkommen erzielt. Gefreiter



Bei Behandlung und Transport des „Verwundeten" muß sich die Patrouille als Kollektiv bewähren.



Seyfert bildet mit seinem Bruder eine Mannschaft. Damit beide trainieren konnten, gestattete der Kommandeur, daß Genosse Seyfert jeden dritten Sonntag zu seinem Bruder, 30 km von Marienberg entfernt, fährt. Sicher wäre diese Möglichkeit fraglich gewesen, wenn Gefreiter Seyfert nicht auch ein guter Soldat gewesen wäre. Er trug Bestenabzeichen und Schützenschnur. Wenn die Brüder Seyfert sich in dieser Zeit den Aufstieg in die Radball-Oberliga erkämpften, so ist es auch ein Sieg der ASG.

In der ASG Marienberg wird gelaufen, gesprungen und gespielt. In fast jeder Disziplin werden Meisterschaften ausgetragen. Es sind Wettkämpfe, ähnlich dem jetzigen, ohne großen Aufwand, aber mit hohem Einsatz der Aktiven.

Gewiß, es geht um Meisterehren, doch auch um Ehre und Ansehen der Kompanie, der Batterie. Durch Teilnahme an diesen Wettkämpfen und durch Siege und gute Plätze dabei können die militärischen Kollektive Punkte sammeln, die am Ende des Ausbildungsjahres ihren Stand innerhalb des Truppenteils mitbestimmen.

Die ersten Läufer kommen ins Ziel. Man sieht ihnen an: Sie haben alles gegeben. Die Anstrengungen stehen ihnen im Gesicht geschrieben. Trotz Kälte und Schnee sind sie naß von Schweiß. Kleine Dampfwolken steigen hoch, als sie die Schutzmasken ablegen.

Jetzt bewältigt auch die Patrouille der 120-mm-Batterie die letzten Meter. Auch Gefreiter Junghanns hat durchgehalten. Sie strahlen, als das Ergebnis bekannt wird: 3. Platz. Für den Betrachter hier oben an der Loipe blieb leider unsichtbar, daß dieser Wettkampf gewissermaßen Teil einer „Olympiade" war. Denn würden die Sportler aller ASG-Sektionen mit einem Male an den Start gehen, wäre es sicherlich eine repräsentative Schau.

Major Ernst Gebauer



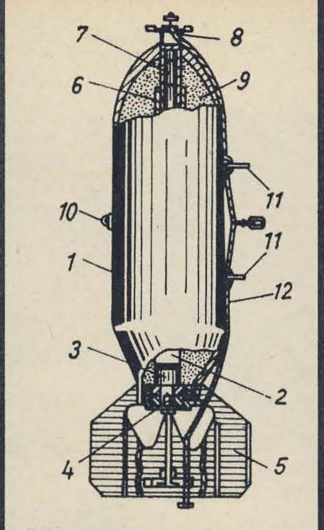
Endlich am Ziel! Vor allem der letzte Kilometer unter der Schutzmaske war hart.

Zu den unrühmlichen Erfindungen der Militärchemie der USA gehört auch das Napalm. Jenes Brandmittel, durch das von den USA-Aggressoren vietnamesische Dörfer und Städte niedergebrannt, Menschen zu brennenden Fackeln werden, und das Wunden schlägt, durch die die davon betroffenen Menschen bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. Aber in Vietnam findet nicht der erste Einsatz des Napalm statt. Bereits 1942 setzte die amerikanische Luftwaffe Napalmbomben gegen die Japaner ein. Schon damals nannte der Chef des Chemischen Korps der US-Army, General White, die Napalmbombe eines der „wirkungsvollsten Kampfmittel". Auch im Krieg gegen das koreanische Volk verwendeten es die USA-Aggressionstruppen. Die israelischen Kriegsbrandstifter setzten es beim Überfall auf die arabischen Staaten ein, und in der Planung der westdeutschen Militärs spielt der Einsatz von Napalm als „konventionelle" Waffe ebenfalls eine bedeutende Rolle.

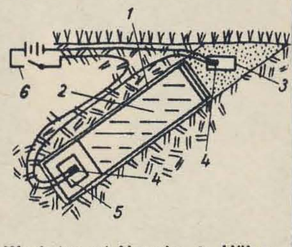
Napalm ist in der Tat das z. Z. wirksamste Brandmittel, das immer mehr das im zweiten Weltkrieg verwendete Thermit und das Phosphor verdrängt. Die Bezeichnung Napalm leitet sich von den ersten Silben der Worte *Na*phthensäure und *Palm*itinsäure ab.

Bei den Naphthensäuren handelt es sich um organische Säuren, die Abkömmlinge der sogenannten Naphthene darstellen. (Naphthene sind ringförmige, gesättigte Kohlenwasserstoffe, die im Erdöl vorkommen). Palmitinsäure ist ebenfalls eine organische Säure, Bestandteil der natürlichen Fette.

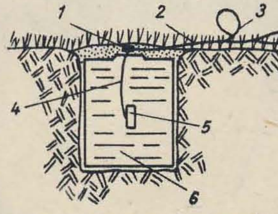
Die Aluminiumsalze dieser



Napalmbombe (schematische Darstellung). 1 – Stahlmantel; 2 – Zündladung; 3 – Zündkapsel; 4 – Schwanzzünder; 5 – Stabilisator; 6 – Verbindungsrohr; 7 – Brisanzladung; 8 – Kopfzünder; 9 – Napalm; 10 – Aufhängeöse; 11 – Aufhängebügel; 12 – Sicherheitskabel.



Wurfmine mit Napalm. 1 – Hülse; 2 – Napalm; 3 – Phosphorgranate; 4 – Elektrodetonator; 5 – Sprengladung; 6 – Stromquelle.



Mine mit Napalm. 1 – Zünder; 2 – Draht; 3 – Schlinge; 4 – Zündschnur; 5 – Phosphor; 6 – Napalmgemisch.

Säuren, rein äußerlich weiße Pulver, stellen das eigentliche Napalm dar. Dieses Pulver ist aber noch kein Brandstoff. Vielmehr dient es als Verdickungsmittel für brennbare flüssige Kohlenwasserstoffe, insbesondere Benzin. Mit Benzin verrührt ergibt es jene zähflüssige, klebrige Masse, die allgemein unter der Bezeichnung Napalm bekannt ist. Der Anteil des Verdickungsmittels beträgt nur 5 bis 10 Prozent.

Warum aber wird Benzin nicht in reiner Form als Brandmittel genutzt, zumal wir wissen, daß diese Flüssigkeit außerordentlich leicht brennt? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten.

Benzin hat zwar eine hohe Verbrennungswärme (11 000 kcal je kg), und doch eignet es sich schlecht als militärisches Brandmittel. Einmal ist es zu flüchtig, wodurch es zu schnell verbrennt, zum anderen besitzt es kein Haftvermögen an den Gegenständen, die zum Entflammen gebracht werden sollen. Daher muß es vor der Verwendung als Brandmittel in eine zähflüssige Masse überführt werden.

Die Brenndauer kann durch spezielle Zusätze verlängert oder verkürzt werden. Wird das Verdickungsmittel in hohem Anteil zugesetzt, so wird die Flüchtigkeit des Benzins herabgesetzt und die Brenndauer erhöht.

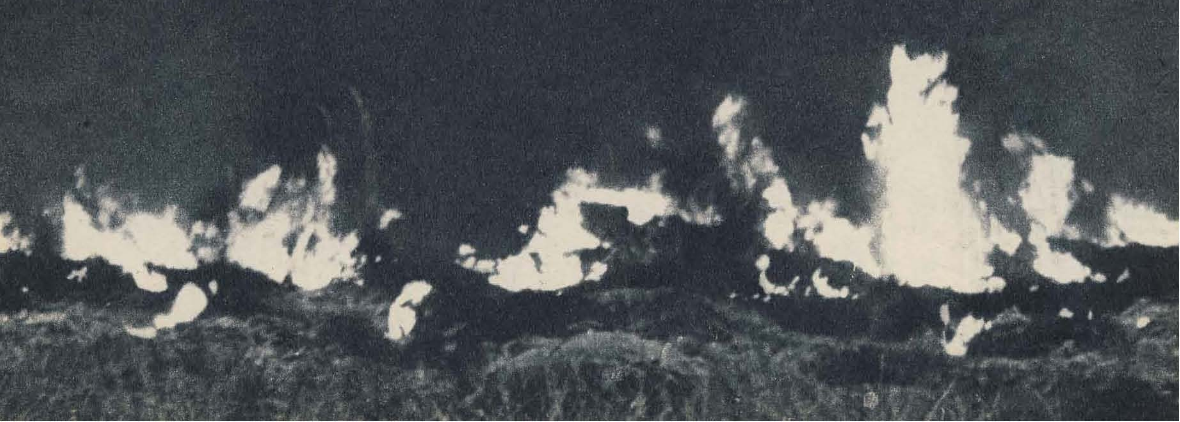
Brennendes Napalm entwickelt Temperaturen von etwa 900 bis etwa 1 900 °C. Hinzu kommt, daß im Bereich des Brandherdes akuter Sauerstoffmangel auftritt und sich beim Verbrennungsvorgang giftiges Kohlenmonoxyd bildet. Daher ergibt sich für die im angegriffenen Gebiet handelnden Menschen die Gefahr des Erstickungs-



bzw. Vergiftungstodes, auch wenn sie nicht unmittelbar mit dem brennenden Napalm in Berührung gekommen sind.
In den USA werden für die verschiedenen Verwendungszwecke spezielle Napalmmischungen hergestellt. Die von den Amerikanern in Korea und gegenwärtig in Vietnam verwendete Standardmischung mit der Bezeichnung „Pyrohelium" enthält neben Benzin und dem Verdickungsmittel noch Zusätze von Asphalt, weißem Phosphor sowie anorganischen Oxydationsmitteln. Diese Mischung kann in Bomben, Geschossen, Raketen und Bodenminen angewendet werden.
Besondere Bedeutung hat Napalm auch für den Flammenwerfereinsatz. Im Gegensatz zu den früher verwendeten Flammenwerferölen erreicht man mit Napalm wesentlich größere Schußweiten. Die Flammenwerfermischung wird in den imperialistischen Armeen mit Supernapalm (um 2000 °C) bezeichnet. Neuerdings wird Supernapalm auch in Bomben verwendet. Es entzündet sich beim Auftreffen auf das Ziel von selbst. Supernapalm besteht aus einer Grundmischung, die mit einer Leichtmetall-Legierung kombiniert ist. Spezielle Zusammensetzungen verzögern leicht die Entzündung, die mit örtlichen Explosionen verbunden sein kann. Eine explosionsartige Verbrennung erreicht man insbesondere durch den Zusatz von hochprozentigem Wasserstoffperoxid. Beim Verschießen in der Nacht bietet die Mischung den Vorteil, vom Ausgangspunkt bis zum Ziel unsichtbar zu sein. Dadurch erhofft man sich eine stärkere Überraschungs- und Schockwirkung auf die gegnerischen

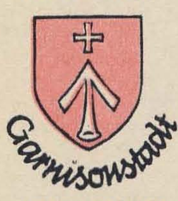


Truppen. Eine Besonderheit ist weiterhin, daß sich Supernapalm ebenfalls auf Wasser und Schnee selbst entzündet. Die zugesetzte Natriumlegierung reagiert mit Wasser unter Freiwerden von Wasserstoff. Dieser entzündet sich auf Grund der hohen Reaktionstemperatur und bringt damit die gesamte Brandmischung zum Entflammen. Derartige Napalmmischungen werden von den Terrorbombern der USA in Vietnam u. a. zur Vernichtung der Reisernte abgeworfen.
Andere Mischungen enthalten einen Zusatz von weißem Phosphor, der schwer zu heilende Wunden erzeugt.
Eine weitere Art des Brandmittels bezeichnet man mit Napalm-Brandregen. Diese Mischung, die von Flugzeugen abgeregnet wird, entzündet sich bei Bodenberührung ebenfalls von selbst. Sie entflammt, weil sich das konzentrierte Wasserstoffperoxid, mit dem die Napalmgrundmischung verrührt worden ist, zersetzt.
Da diese Einsatzmöglichkeiten von Napalm zur täglichen Praxis der imperialistischen Armeen gehören, ist es selbstverständlich, daß auch wir uns vorbereiten, der Wirkung des Napalms zu begegnen.
Welche Möglichkeiten gibt es, sich zu schützen? Zu beachten ist, daß Napalmbrände nicht mit Wasser gelöscht werden können, weil die Brandmischung wegen ihrer niedrigen Dichte auf der Wasseroberfläche schwimmt und dort weiterbrennt. Man würde den Brandherd nur vergrößern. Kleinere Brände lassen sich mit Kohlensäureschneelöschern bekämpfen, größere mit Sand, Erde oder Schaumlöschmitteln, wie sie beispielsweise auf Flugplätzen und anderen Einrichtungen vorhanden sind.
Von der Kleidung werden Napalmspritzer entweder abgeschüttelt, oder die Kleidung muß so rasch wie möglich abgeworfen werden. Haben sich brennende Napalmbrocken in der Kleidung festgesetzt, löscht man sie durch Abdecken mit einem wollenen Tuch, einer Decke, Plane o. ä. Selbst große Napalmbrocken lassen sich auf diese Weise unschädlich machen. Das Abdecken mit Geweben aus Baumwolle und Kunstfasern fördert dagegen die Ausbreitung des Brandherdes.
Durch eine Flammenschutz-Imprägnierung lassen sich auch Baustoffe aus Holz gegen Napalmeinwirkung widerstandsfähiger machen. Als Imprägnierung eignet sich beispielsweise eine Wasserglaslösung oder ein Anstrich mit Chlorkautschukfarbe. *Martin Bäsig*





Langsam gehen wir auf dem Rügendamm, der die zweieinhalbtausend Meter breite Meerenge durchschneidet, auf die Stadt zu. Ein beeindruckendes Panorama.



„Auf Wolkenleinwand
gezeichnete Spitztürme.
Gewölbtes, grünspaniges
Kupfer
über gealtertem Backsteinfundament.

Neben der Stadt am Sund
pastellfarbiger Plattenbeton.
Dreizehn Stockwerke übereinander."

So sah es Hauptmann Koch, und in der Tat: Älteste und neueste Geschichte ist in das Panorama gezeichnet, das die Stadt zur Seeseite bietet.

Im Dreißigjährigen Krieg hatte Wallenstein Stralsund belagert. Er versprach es zu erobern, und wenn es „mit Ketten an den Himmel geschmiedet sei". Sein Mißerfolg trug dazu bei, daß Stralsund für 200 Jahre unter schwedische Herrschaft geriet und die Schwedenkrone ins Stadtwappen kam. Noch im „schwedischen" Stralsund ging dann Ernst Moritz Arndt aufs Gymnasium. Wenig später wurde der Kämpfer gegen die napoleonische Fremdherrschaft Major Ferdinand von Schill auf dem St. Jürgen Friedhof begraben — enthauptet und gevierteilt.

Näher kommen wir der Stadt. Für Minuten hat einst auch Lenin hier geweilt. Er setzte 1917 mit einem Trajekt — die Rügendammbrücke war noch nicht errichtet — nach Altefähr über, um von Saßnitz aus in seine Heimat zurückzukehren, wo ihn die Revolution erwartete. Ob sein Kampfgenosse Karl Liebknecht indes jemals in Stralsund geweilt hat, ist nicht überliefert. Dennoch sind heute die Namen, die Ideen und das Wirken Lenins und Liebknechts in der Stadt lebendig.

Vor uns, linker Hand, liegt die Volkswerft. Es ist nun auch schon Historie, daß der Befehl 103 der Sowjetischen Militäradministration den Bau der Werft anordnete. Der Bauplatz war ein sumpfiges Gelände. Am 28. Juni 1948 stieß Kurt Steding mit einer Ramme den ersten Pfahl in diesen Grund. 10 000 weitere Pfähle bildeten das Fundament des Betriebes, der bereits 14 Monate später mit der Produktion begann. Der erste Logger erhielt den Namen „Oktoberrevolution" und stach genau am 7. November 1949 in See. Im September 1957 wurde bereits der 500. Logger verabschiedet. Bis heute haben die Schiffbauer hier schon mehr als tausend Fischereifahrzeuge von Stapel gelassen: Fischkutter, Stahlkutter, Logger und in der zweiten Hälfte Mitteltrawler. Transport-, Gefrier- sowie Fang- und Gefrierschiffe der Serien „Tropik" und „Atlantik". Es sind hochmoderne, stark automatisierte Schiffe, für die ausländische Käufer großes Interesse zeigen. Ja, wenn man auf dem Rügendamm steht, das Hämmern und Schweißen auf den Schiffen und Hellingen hört, sieht und riecht, dann glaubt man kaum, daß vor zwanzig Jahren hier ein paar Arbeiter, qualifizierte Bäcker und Tischler und Seeleute den Anfang machten. Jetzt zählt die Volkswerft 6200 Beschäftigte, die großen Anteil daran haben, daß die DDR im Export von Schiffen 1967 vom 7. auf den 6. Platz vorgerückt ist und im gleichen Jahr im Fischereifahrzeugbau erstmals die 100 000-BRT-Grenze überschritt.

Doch jetzt müssen wir den Rügendamm verlassen, denn die Zugbrücke geht auf und ein Minenleg- und -räumschiff passiert. Sicher dienen auch auf ihm Offiziere, die in Stralsund ausgebildet wurden — an der Offiziersschule der Volksmarine, die seit dem 1. März 1964 „Karl Liebknecht" heißt.

Eng sind die Bande zwischen der Schule und der Stadt. Da haben zum Beispiel Offiziersschüler eines Zirkels zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung im vergangenen Jahr viele Stunden im Stadtarchiv verbracht. Besonders interessantes Material über die Novemberrevolution bannten sie auf Mikrofilme, und für die „Woche der revolutionären Matrosen" im November gestalteten sie eine kleine Ausstellung.

Oft sind auch Offiziere und Offiziersschüler — entsprechend einem Vertrag — bei den Reservisten der Volkswerft zu finden, ebenso wie in den Klassen 8—10 der „Lambert-Steinwich-Oberschule" oder in den „Zirkeln junger Sozialisten" an der „Erich-Weinert-Oberschule" oder im „Klub junger Matrosen" auf dem Pionierschiff „Patriot". In der „Woche der Waffenbrüderschaft" im vorigen Jahr waren 1100 Stralsunder Schüler Gast an unserer Seeoffiziersschule.

P. S. Im Stadtmuseum im Katharinenkloster kann jeder Besucher Geschichte und Zukunft der Stadt in Augenschein nehmen. Auch einen ausgestopften Wolfsrüden. Er wurde als Letzter seiner Art in Mecklenburg im Jahre 1952 erlegt. Ein Zeichen ganz am Rande, das von den Veränderungen in Mecklenburg kündet. *— ke*



...GEGEN JEDEN FEIND

Die ersten Schritte

... und was der Schreiber
in die Kontobücher schreibt,
gehört dem Volk, das weite
Land
gehört dem Volk,
das tiefe Meer
und meine Hand gehört dem
Volk
und mein Verstand
und mein Gewehr.

Nachdem am 7. Oktober 1949 im weißgetünchten Haus des Deutschen Volksrates am Berliner Thälmannplatz, gegenüber den Ruinen der ehemaligen Reichskanzlei, die Deutsche Demokratische Republik gegründet worden ist, sieht sie sich vor ein Riesenpaket vielfältigster Aufgaben zur schrittweisen Errichtung der Arbeiter-und-Bauern-Macht gestellt. Geführt von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands werden sie allerorten in Angriff genommen – nicht zuletzt auch hinsichtlich des bewaffneten Schutzes der Republik, der dem jungen Staat als Recht und Verpflichtung erwächst und den es zielstrebig zu organisieren gilt.

Bewaffnete Organe und Landesverteidigung in 20 Jahren DDR

I

1949–1951



1949 Aus den Händen der Arbeiter, hier Zwickauer Kumpel, erhielt die Volkspolizei ihre Waffen.

Obwohl die Imperialisten Deutschland gespalten haben und es komplizierter geworden ist, Imperialismus und Militarismus in offener demokratischer Auseinandersetzung zu überwinden, bemüht sich die DDR beharrlich, die nationale Frage zu lösen und Deutschland als demokratischen und friedliebenden Staat wieder zu vereinigen. Dieser von der Partei der Arbeiterklasse entwickelten nationalen Grundkonzeption entspricht auch die Militärpolitik. Vorerst und noch auf Jahre hinaus kann die DDR darauf verzichten, eigene nationale Streitkräfte aufzustellen, zumal die im Land befindlichen Truppen der Sowjetarmee den militärischen Schutz der Republik gegen einen imperialistischen Angriff von außen gewährleisten. Dennoch ist es nötig, militärpolitische Maßnahmen einzuleiten, um den Frieden zu sichern. Der amerikanische Überfall auf Korea und die zunehmende Remilitarisierung Westdeutschlands verschärfen die Lage. So gilt es, besonders die Jugend zur Verteidigungsbereitschaft zu erziehen, die Grenzen zu sichern und einsatzbereite Formationen der Volkspolizei zu schaffen, die kampfkräftig genug sind, um Agentengruppen, konterrevolutionären Banden und Putschversuchen schnell und wirksam entgegentreten zu können.
Dazu ist es erforderlich, die entsprechenden Offiziers- und Unterführerkader heranzubilden. Diese Aufgabe übernehmen die beim Ministerium des Innern entstehenden Hauptverwaltungen für Ausbildung (HVA) und See-Polizei. Viel Zeit bleibt ihnen nicht. Doch mit Hilfe der Parteiführung, sowjetischer Genossen und der FDJ gelingt es, in einjährigen Kursen die ersten Kader – junge Arbeiter und Bauern,



1950 Heinz Hoffmann – Generalinspekteur der VP, erprobter Arbeiterfunktionär, Spanienkämpfer – wurde im April 1950 zum Leiter der HVA ernannt.

die freiwillig den Waffendienst antreten – politisch und polizeifachlich zu qualifizieren und in einsatzbereiten Formationen zusammenzufassen. Sie bewähren sich in vielen Situationen – an der Grenze, bei Katastropheneinsätzen oder beim Schutz der III. Weltfestspiele der Jugend vor feindlichen Störaktionen im August 1951 in Berlin. Sie lernen von der Sowjetarmee, pflegen die deutsch-sowjetische Freundschaft und dienen treu der sich festigenden Arbeiter-und-Bauern-Macht. Hirn, Herz und Hand gehören, wie sie in ihrem Lied singen, ihrem Vaterland – der Deutschen Demokratischen Republik.



Vignette: Klimpke



Definition des Kochgeschirrs anno 1949/50

Kochgeschirr, n.: Mit Harzer Käse – dem einzigen in allen Dienststellen in genügender Menge vorhandenen Nahrungsmittel – bis zum Überquellen gefüllt, gebräuchlichstes und geruchsstärkstes Urlaubsgepäck, von den Mitreisenden begierig beschnuppert und daheim heiß begehrt.

CHRONIK

7. Oktober 1949
Gründung der Deutschen Demokratischen Republik. Der aus Wahlen hervorgegangene Volksrat konstituiert sich als Provisorische Volkskammer, setzt die Verfassung in Kraft und beauftragt O. Grotewohl mit der Regierungsbildung.

10. Oktober 1949
Im Auftrage der Sowjetregierung übergibt Armeegeneral Tschuikow der DDR-Regierung die Verwaltungsfunktionen, die bisher von der Sowjetischen Militäradministration ausgeübt wurden. Dieser Schritt leitet die Herstellung der vollen Souveränität der DDR ein und berechtigt sie u. a. auch zur Bildung eigener bewaffneter Organe.

Oktober 1949
Beim Ministerium des Innern wird die Hauptverwaltung für Ausbildung (HVA) geschaffen. In ihren Bereitschaften und Schulen wird begonnen, aus der werktätigen Bevölkerung in relativ kurzer Zeit VP-Offiziere und VP-Unterführer auszubilden.

7. Januar 1950
Die Grenzpolizei der DDR übernimmt eigenverantwortlich den Schutz der Seegrenze.

8. Februar 1950
Auf Beschluß der Volkskammer wird das Ministerium für Staatssicherheit gebildet.

28. April 1950
Der Generalinspekteur der Volkspolizei H. Hoffmann wird zum Leiter der HVA ernannt.

15. Juni 1950
Im Ministerium des Innern wird eine Hauptverwaltung See-Polizei gebildet.

25. Juni 1950
Die USA-Imperialisten entfesseln den Krieg in Korea. Die in den imperialistischen Ländern geschürte Kriegspsychose wird von der Adenauer-Regierung ausgenutzt, um der Bevölkerung die Remilitarisierung Westdeutschlands schmackhaft zu machen.

Juni 1950
Als Presseorgan der HVA erscheint die erste Ausgabe der „Monatshefte der Volkspolizei".

20.–24. Juli 1950
In Berlin tritt der III. Parteitag der SED zusammen. Im Mittelpunkt stehen der Kampf um den Frieden und die Herstellung der Einheit Deutschlands sowie die Festigung der Arbeiter-und-Bauern-Macht in der DDR. Er enthüllt die ideologischen Kriegsvorbereitungen in Westdeutschland, ruft dazu auf, „mutig für den Frieden zu kämpfen" und bei einem imperialistischen Angriff die „Sowjetarmee in der Herbeiführung des Friedens zu unterstützen".

Juli 1950
Gründung des Erich-Weinert-Ensembles der HVA.

15. Dezember 1950
Die Volkskammer der DDR beschließt das „Gesetz zum Schutze des Friedens", mit dem Völkerhetze und Kriegspropaganda unter Strafe gestellt werden.

30. Januar 1951
Ministerpräsident O. Grotewohl schlägt der Bonner Regierung vor, gemeinsame Festlegungen über Stärke und Bewaffnung der Polizeiorgane beider Staaten zu treffen und sich gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands zu erklären, was jedoch abgelehnt wird.

23. Juni 1951
Vor dem Parteiaktiv der HVA hebt Generalinspekteur Hoffmann hervor, daß die HVA angesichts der offenen Remilitarisierung Westdeutschlands bereit und fähig sein muß, die Errungenschaften der DDR an der Seite der Sowjetarmee zu verteidigen.



1951 Kim Ur Sen, ein Offizier der im heldenhaften Kampf gegen die USA-Aggressoren stehenden koreanischen Volksarmee, besuchte die Ehrendiensteinheiten der HVA zu den Weltfestspielen in Berlin.

Volkspolizei grüßt den III. Parteitag

Zum erstenmal in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung wird die revolutionäre Partei der Arbeiterklasse von der Polizei begrüßt. Dies ist nur möglich, weil sich unsere Polizei grundlegend von der Polizei in der Vergangenheit und von der Polizei in Westdeutschland unterscheidet. Unsere Polizei ist dank der Politik der SED, die zu grundlegenden Veränderungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen unserer Heimat geführt hat, eine wahre Volkspolizei geworden. Wir Volkspolizisten wissen, daß wir die Waffen aus den Händen der Werktätigen erhalten haben, und können versichern, daß wir diese Waffen niemals gegen die Werktätigen einsetzen werden, sondern immer im Interesse der Werktätigen gegen die Feinde unseres Volkes zum Schutz der Errungenschaften der DDR und der Arbeiterklasse.

(Aus dem Grußwort der Volkspolizeidelegation zum III. Parteitag der SED 1950)

Generalmajor Kurt Lohberger erinnert sich seiner Zeithainer Zeit

Nachdem ich schon im Sommer 1945 mitgeholfen hatte, in Potsdam die anfänglich bloß mit roten Armbinden „bewaffneten" Polizeihilfsorgane zu schaffen, aus denen später die Volkspolizei entstand, war 1950/51 meine Zeithainer Zeit: Als Leiter der Politabteilung einer VP-Bereitschaft der HVA.

Das Leben hatte mich sehr deutlich und hart gelehrt, daß die Arbeiterklasse nicht wehrlos sein darf – nicht im Kampf um die Macht und erst recht nicht, wenn es gilt, das unter schweren Opfern Errungene zu schützen. Das wollte damals beileibe noch nicht jeder einsehen. Mancher junge Volkspolizist trug in sich noch pazifistische Gedanken, verstand nicht gleich, daß unsere Einheiten nur stark sind, wenn sie – natürlich ohne ihren Charakter als Polizeiformationen zu verlieren – nach bestimmten militärischen Prinzipien aufgebaut, gegliedert und ausgebildet werden.

Und wie anderswo bemühten auch wir in Zeithain uns, die jungen Männer eben nicht nur an der Waffe, in der Taktik und im Gelände auszubilden, sondern in ihnen vor allem das Verständnis zu wecken für die Notwendigkeit ihres Dienstes. In vielen mit heißen Diskussionen verbundenen Unterrichtsstunden, in Stubendebatten und in Streitgesprächen der Partei und FDJ-Organisationen – überall, wo immer wir zusammenkamen, rangen wir um die Hirne und Herzen der jungen Volkspolizisten, halfen wir ihnen, sich systematisch die marxistisch-leninistischen Grundkenntnisse anzueignen und in ihnen bereits Eigenschaften künftiger sozialistischer Offiziere zu entwickeln. Ich freue mich, wenn ich viele von ihnen heute wiedertreffe und sehe, was aus ihnen geworden ist: Oberstleutnante, Oberste, Führungskader unserer Nationalen Volksarmee ...

Vielleicht wußten Sie noch nicht ...

... daß die Volkspolizisten in etlichen Bereitschaften und Schulen neben dem Karabiner 98 k auch zu Maurerkelle, Rohrzange, Hobel und Pinsel griffen, um die später einmal als Unterkünfte vorgesehenen, aber oft noch kriegszerstörten Gebäude überhaupt bewohnbar zu machen.

... daß sich die VP-Angehörigen der HVA ab Frühjahr 1950 durch khakifarbene Hemden mit olivgrünem Binder von den ansonsten mit blauen Hemden und roten Bindern ausgestatteten Volkspolizisten der anderen Dienstzweige unterschieden.

... daß Ende 1950 die ersten selbstausgebildeten Kader der HVA die VP-Schulen und VP-Bereitschaften verließen und in neu geschaffenen Formationen ihren Dienst zum Schutze der DDR aufnahmen.

... daß die dienstliche Anrede „Kamerad" lautete und es immer sehr putzig klang, wenn ein Polizeirat in der Kurzfassung mit „Kamerad Rat" angesprochen wurde.

... daß die Grenzpolizisten an einem silbergestickten „G" auf grünem Grund erkenntlich waren, welches sie auf dem linken Oberarm trugen.

... daß die Hauptverwaltung See-Polizei an der Spree geboren wurde und Admiral Verner, der heutige Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA, ihr Leiter war.

... daß VP-Anwärter der erste Mannschafts-, VP-Wachtmeister der erste Unterführer- und VP-Unterkommissar der erste Offiziersdienstgrad waren.

... daß man in Ermangelung anderer Mittel das MG-Feuer bei der Geländeausbildung mit kühn geschwungenen und einen knarrenden Ton erzeugenden Kinderrasseln imitierte.

Heinz Majunke hat vor sich ein Tuch und eine Medaille zu liegen. Das Tuch gleicht jenen, die man von großen Jugendtreffen aufbewahrt. Es stünde sicherlich jedem Mädchen gut zu Gesicht, aber in 999 von 1000 Fällen erhält es ein junger Mann. Ein eben aus der Armee zurückgekehrter Genosse hat Medaille und Tuch mitgebracht. Auf dem dazu gehörigen Plastebeutel steht: „Ehrenvoll bis zum letzten Tag gedient".

Heinz Majunke betrachtet die auf das Tuch gedruckten Wappen der Bezirksstädte. Sie sind umgeben von Symbolen der dort beheimateten Industrien. Neben dem Karl-Marx-Städter Löwen entdeckt er einen Zahnkranz („Natürlich, der Maschinenbau"), zwei gekreuzte Hämmer („Klar, die Wismut und die Kohle") und einen LKW („Erinnerung an alte Zeiten!"). Als frischgebackener Ingenieur hatte er – 14 Jahre ist das nun schon wieder her – im Karosseriewerk Meerane gearbeitet. Kandidat der Partei und strenger Kontrollposten der FDJ war er damals. Konsequent aber auch gegen sich selbst. Andere für den Dienst in den bewaffneten Kräften werben, aber selbst nicht gehen – das ging nicht an.

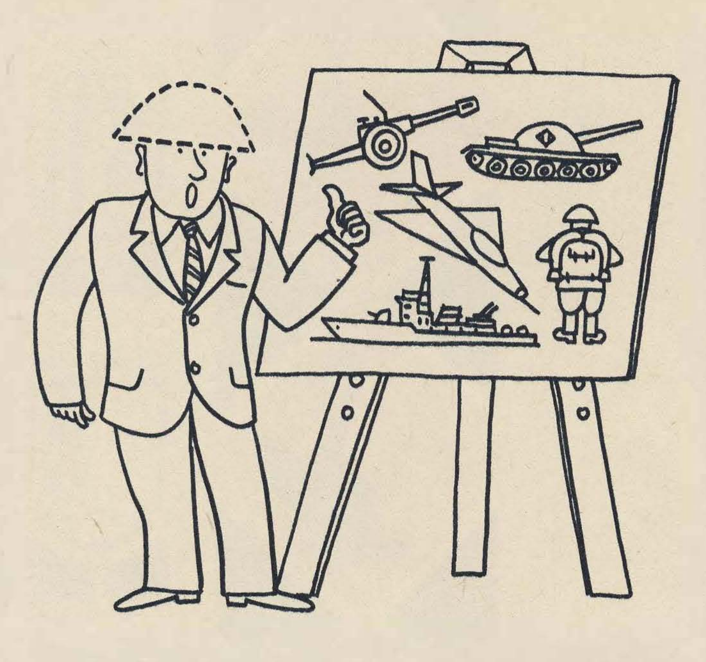
Heinz Majunke sucht unter den auf das Tuch gedruckten Abbildungen nach seiner Waffengattung. Der LKW dort und die Funkmeßstation hier gehören dazu. Er hatte zuletzt eine Kfz-Instandsetzungseinheit bei den Luftstreitkräften geleitet. Da gabs praktisch alle Fahrzeuge außer Panzer, normale LKW eben, aber zum Beispiel auch Tankfahrzeuge für die MiGs. Diese Zeichnung dort soll wohl eine MiG darstellen. Stark stilisiert ist sie ja! Bei den Schiffen daneben wird für ihn der Erkennungsdienst noch komplizierter. Er hatte ja auch nie Tuchfühlung mit den Seestreitkräften. Oder doch? Sicherungskupplungen von der Art, wie sie hier im Werk produziert werden, müßten ja auch auf diesen Schiffen gebraucht werden.

Heinz Majunke betrachtet jetzt einige mit Kreide auf



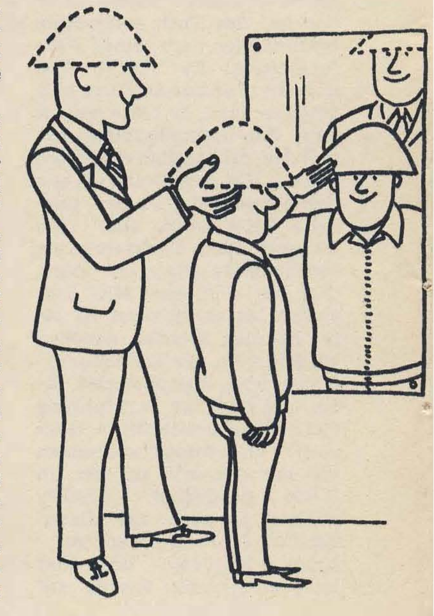


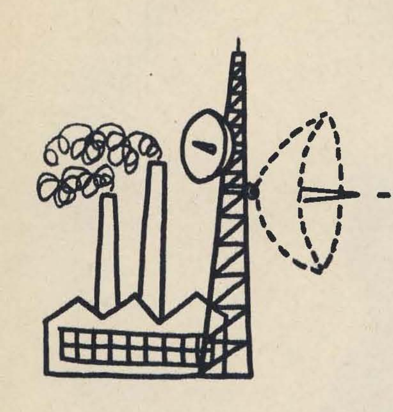


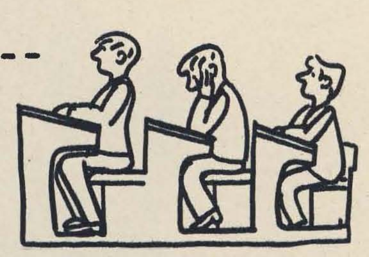


wurde, die der stellvertretende Parteisekretär, Hauptmann der Reserve Walter Weser, leitet.
Was könnte er schon ohne diese Zusammenarbeit erreichen! Und für diesen Betrieb gilt das besonders. Zwar kommt Heinz Majunke viel im Betrieb herum, aber andererseits – Schichtarbeit, ja drei Schichtsysteme, drei in der Stadt verstreute Betriebsteile, ein vierter 40 Kilometer entfernt. Da bekommt man nicht einmal am 7. Oktober oder zum 1. März alle Reservisten zusammen, und ein Teil geht notgedrungen immer leer aus.
„Wann und mit welcher Teilnehmerzahl", so lautet eine andere Frage, „wurden militärpolitische Foren, Beratungen, Aussprachen, Vorträge im Betrieb oder in sonstigen Einrichtungen durchgeführt?"
Das kommt darauf an, was man alles dazu rechnet, denkt Genosse Majunke. Da wurde der „Tag des Meisters" im vorigen Monat für anderthalb Stunden zu einem militärpolitischen Forum. Er hatte selbst zu den Meistern gesprochen. Über die Zuspitzung der internationalen Lage. Und dann hatte er ihnen etwas drastisch und polemisch gesagt: „Was

das Tuch geschriebene Namenszüge. Zwei Kästen waren offenbar dafür vorgesehen, und dahinein haben sich die nächsten Kameraden des Genossen „verewigt", kurz vor dem Auseinandergehen, „Zur Erinnerung". Aber ist das nur Erinnerung? Jetzt steht der „Heimkehrer" bei ihm bereits auf der Liste seines Reservistenkollektivs. Heinz Majunke hat ihm erklärt: Guter Reservist sein, das geht eigentlich bis zur intakten Hausklingel für den Fall einer Alarmierung. Er hat ihm auch empfohlen, so eine Art persönliches Marschgepäck griffbereit zu halten. Und schließlich und endlich würde auch das Reservistenkollektiv des Werkes nach der bekannten Marschrichtungszahl marschieren. Es habe nämlich alle anderen Dresdner Reservistenkollektive zu einem Wettbewerb aufgerufen.
Heinz Majunke greift nach dem Hefter mit der Aufschrift „Reservistenkollektiv". Als Leiter der Abteilung Organisation und Datenverarbeitung im Betrieb hat er Ordnung in seinen Unterlagen. Wie man es eben auch in der Truppe lernt.
Ja, hier ist der Berichtsbogen, den das Wehrkreiskommando ausgefüllt alle Vierteljahre erwartet. Ein schmuckloses Blatt Papier, vervielfältigte Schreibmaschinenschrift, dazwischen Raum für die gewünschten Angaben. „VEB Kupplungs- und Triebwerksbau" schreibt er in den Kopf, dann folgen Stärke des Kollektivs nach Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, die Mitgliedschaft in sozialistischen Brigaden, Zu- und Abgänge, kurz: statistische Routinesache für ihn.
Dann wird gefragt: „Besteht eine enge Zusammenarbeit mit der Betriebsleitung, der Betriebsparteiorganisation und den Massenorganisationen?" Hier genügt ein einfaches „Ja". Doch steht es da nicht etwas verloren im freien Raum? Andererseits kann man auf fünf Zeilen nicht all das unterbringen, was hierzu zu sagen wäre. Daß zum Beispiel der Werkleiter durch seine Unterschrift den Arbeitsplan des Reservistenkollektivs für verbindlich erklärt, einschließlich der Pflichten, die sich daraus für ihn als staatlichen Leiter ergeben. Daß auch der Wettbewerbsaufruf vorher in der Kommission „Sozialistische Wehrerziehung" beraten







Zeichnungen: Paul Klimpke

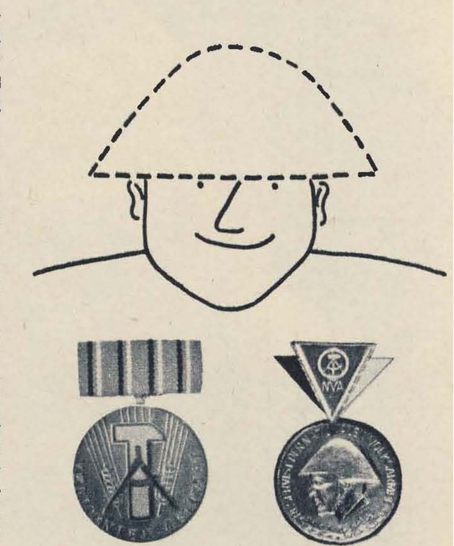
macht Ihr, wenn über Nacht ein Reservist aus Eurem Meisterbereich einberufen wird? Ihr könnt lamentieren: Produktionsausfall usw. Ihr könnt aber auch durch überzeugende Worte und kluge Organisation diesen Ausfall verhindern." Dann hatte er auch gefordert, daß in Zukunft Aufgaben wie die Werbung von Soldaten auf Zeit in die Brigadeverträge gehören.

Ja, und dann die Parteiversammlungen, das Jugendforum heute abend, auf dem er zum Beispiel über den Schießzirkel sprechen wird. Und zu den gefragten „sonstigen Einrichtungen" zählt ja wohl auch die Kampfgruppe. Vor ihr hatte er neulich über die Globalstrategie gesprochen, und Reservist Könnicke hatte einen Vietnam-Film vorgeführt. Das Thema „Kampfgruppe" war ja übrigens ein besonderer Punkt in ihrem Wettbewerb.

Der Berichtsbogen ist noch nicht zu Ende. Nach „Zielstellung und Ergebnissen bei der Gewinnung von Soldaten auf Zeit, Berufssoldaten und Offiziersbewerbern" ist gefragt. 25% des Jahrgangs 51 lautet ihr Ziel, davon 15% bis zum 9. November und die weiteren 10% bis 1. Februar. Den genauen Stand mußte er sich heute noch verschaffen. Sicher aber, daß sie dem Ziel weit voraus waren. Jeder Reserveoffizier hatte ja auch zum Beispiel einige Jugendliche, mit denen er sich besonders befaßt. Im Grunde aber beginnt die Werbung natürlich bereits viel früher, zum Beispiel während der vormilitärischen Ausbildung in der Lehrwerkstatt. Die eigene liegt in Kamenz, weit ab vom Betrieb also, und Ausbilder hatten sie dort auch nicht genügend. Da hatte er, Heinz Majunke, dem im Werk für die Lehrlingsausbildung verantwortlichen Meister, Genossen Hanicke, den Tip gegeben, doch mal an die Offiziersschule in Kamenz zu schreiben. Die Antwort war freundschaftlich, aber eben eine Absage. Da ist er dann selber wieder mal in seine alte Garnisonstadt gefahren und hat persönlich an der Schule vorgesprochen. Man kannte sich noch von früher, und irgendwie fand man dann eben doch einen Weg, daß die BBS von der Offiziersschule für ihr Lager einige Ausbilder erhielt. Das Ergebnis des Lagers waren zum Beispiel 21 Mehrkampfleistungsabzeichen, 13 Leistungsabzeichen des Roten Kreuzes. Doch wer vermag die Erfolge in den Köpfen genau zu messen!

Ja, die Meßbarkeit! Da wäre er gerade bei der nächsten Frage: Die „Erfolge der Reservisten auf ökonomischem Gebiet. Welcher Nutzeffekt wurde erzielt?" Was sollte er darauf antworten? All das steht in den Haushaltbüchern der Brigaden. Aber berechne das mal für den einzelnen Reservisten! Vorläufig war das noch Zukunftsmusik hier im Werk. Unmöglich ist es allerdings nicht. Die Datenverarbeitung, sein spezielles Arbeitsgebiet. Eines Tages wird sie für alle Vorgänge im Betrieb eingeführt sein. Augenblicklich waren sie dabei, ein System der fehlerfreien Arbeit einzuführen. Bald könnte man jedem Kollegen, also auch jedem Reservisten in Punkten ausweisen, ob er weniger oder mehr Ausschuß als die anderen hatte. Und einen derart fehlerfreien Reservisten darzustellen, das wäre schon eine Aufgabe für den Fotozirkel, der heute abend auf dem Forum aus seinem Dornröschenschlaf geweckt werden sollte. Denn daß der seine Optik auch der Landesverteidigung zuwenden müsse, darüber war man sich in der Kommission „Sozialistische Wehrerziehung" einig geworden...

B. Gottschalk







Die Mädchen mit den Gewehren

Von Ryszard
Rymaszewski

Es begann damit, daß die Militärgebietsleitung beschloß, den Mädchen aus Ha, einer Ortschaft am Meer, drei Fliegerabwehrmaschinengewehre anzuvertrauen. Aber nur zur Pflege und Wartung! Solange bis die vorgesehenen Bedienungen eintreffen würden. Trotzdem waren alle sehr stolz im Dorf.

Als man eine vierzehnköpfige Gruppe zusammenstellen wollte, komplizierte sich die Sache insofern, als alle Mädchen des Ortes – einhundertachtzig an der Zahl – darauf bestanden, in diese Gruppe aufgenommen zu werden.

Die nach harten Auseinandersetzungen schließlich ausgewählten Mädchen kamen auf einen Lehrgang, und dann wurden ihnen die Waffen übergeben. Zur Pflege und Wartung, wie gesagt.

Doch kann man sich auf die Dauer damit zufriedengeben, wenn über dem Kopf immer wieder feindliche Flugzeuge kreisen? So gingen die Mädchen nach der Feldarbeit regelmäßig zu den ihnen anvertrauten Fla-MG, nahmen sie auseinander, reinigten sie, setzten sie wieder zusammen – und übten: Zielansprache, Richten, Beseitigung von Ladehemmungen, Munitionszuführung, Stellungswechsel. Dann wandten sie sich an die Militärgebietsleitung



mit der „Bitte um Erlaubnis zur Benutzung der Gewehre gemäß deren Bestimmung".
„Mädchen, ihr seid für den Kampf nicht ausgebildet, wir können es nicht verantworten", lautete die Antwort.
„Na, dann prüft uns doch", meinten die jungen Vietnamesinnen beharrlich. Also schickte man schließlich eine gestrenge Kommission, deren Mitglieder nicht schlecht staunten, als ihnen ein ganz einwandfreier Feuerdienst vorgeführt wurde. Damit hatten sie nicht gerechnet. Nun blieb ihnen nichts mehr übrig, als zuzustimmen.
Auf den Feind brauchten die Mädchen nicht lange zu war-

ten. Schon am nächsten Tag, gerade in der Mittagspause, zeigten sich zwei amerikanische A-4D. Strahljäger.

Die Mädchen rannten zu ihren Gewehren und eröffneten das Feuer. Doch die Maschinen warfen wie üblich ihre Bomben, flogen eine Kurve und kehrten zu ihrem Flugzeugträger zurück. Nicht den kleinsten Kratzer hatten sie abbekommen.

Die Mädchen schämten sich; und alle vierzehn weinten völlig unmilitärisch.

Zudem war nun auch die Stellung verraten und mußte sofort gewechselt werden.

In der neuen verlief die Zeit ruhig, denn auf jener Seite des Dorfes zeigten sich selten Flugzeuge. Da beschlossen die Mädchen, in die alte am Meer zurückzukehren.

Und wieder kamen zwei A-4D. Diesmal hielten sich die Mädchen im Zaume. Sie ließen die Gegner herankommen, tiefer und tiefer. Dann war einer von ihnen nur noch fünfhundert Meter entfernt.

„Haj ba!" – „Feuer!"

Die schweren Maschinenwaffen bellten gleichzeitig los – und schwiegen gleich darauf wieder. Denn am Himmel war keines der erwarteten weißen Geschoßwölkchen zu sehen. Dafür aber ein stark rauchendes Flugzeug! Mit Mühe schleppte es sich fort, dann stürzte es ins Meer.

Und wieder weinten die Mädchen. Diesmal aber vor Freude und Aufregung.

Als ich sie in ihrem Dorf besuchte, erzählten sie mir von ihren Erlebnissen und von ihren Nachkriegsplänen. Eine möchte beispielsweise Ingenieur werden, eine andere Agronomin. Die dritte denkt an Philologie. Gerade als sie mir eines ihrer Gedichte vortragen wollte, drang plötzlich das dünne Stimmchen der blutjungen Beobachterin zu uns: „Fliegeralarm! – Feindliche Maschine aus Richtung ..., Höhe ..., Geschwindigkeit ..." Die Mädchen eilten in ihre Stellungen – und vergaßen wieder für die Zeit des Kampfes ihre Träume.



Man habe im Verteidigungsausschuß eine politische Entscheidung getroffen, und mehr könne er nicht sagen. Doch dann gestand der sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Berkhahn an jenem 28. Oktober 1968 auf der Mattscheibe des westdeutschen Fernsehens noch etwas ein: Der Staatssekretär Carstens hätte die Abgeordneten des Ausschusses auf die politischen Umstände des Falls hingewiesen, so daß man dann gar nicht anders gekonnt hätte, als „ja" zu sagen.

Und so bereiten sich also die Aufklärungsgeschwader 51 „Immelmann" in Ingolstadt und 52 in Eggebeck auf jenes Flugzeug vor, dessen Konstrukteure nicht behaupten, eine aerodynamische Schönheit geschaffen zu haben. „Auf den ersten Blick" ist die „Phantom" in den Augen von Springers „Welt" sogar „ein häßliches Flugzeug: eine haifischähnliche Schnauze vor einem gedrungenen Rumpf auf breiten Beinen, tiefangesetzte Flügel mit hochgezogenen Enden und scheinbar viel zu stark nach unten abgewinkelten Höhenflossen am Heck". Die etwas plump wirkende Maschine ist an die 24 Tonnen schwer. Ihren Erstflug bestritt sie bereits am 27. Mai 1958 als Trägerflugzeug für die amerikanische Marine. Inzwischen fliegen 11 Versionen, und die McDonnel-Werke in Kalifornien erwarten eine Gesamtproduktion von 4000—5000 Maschinen.

Das erste Mal wäre es allerdings nicht, daß sich ein US-Flugzeugkonzern auch an einem Auftrag aus Western Germany „gesundstößt". Die Ausrüstung der westdeutschen Luftwaffe vornehmlich mit dem „germanisierten Starfighter" bescherte der Lockheed Aircraft Comp. bis Ende 1966 einen Reingewinn von einer Milliarde Gold-Dollar. 8 Milliarden Mark verschlang die Ausstattung der „Bundesluftwaffe" mit 700 „Starfightern". Das Phantom-Geschäft beläuft sich auf ungefähr die Hälfte. Während ein „Starfighter" mit 6 Millionen Mark zu Buche schlug, kassiert McDonnel für eine seiner „Haifischschnauzen" einschließlich Ersatzteilen 24 Millionen Mark. Er braucht nur das Band schneller laufen zu lassen und auf die Gold-Dollar zu warten, zumal die „Phantom"-Bestellungen jetzt eintreffen wie ein warmer Regen. Nach Bonn hat Japan vorgebucht, des Schahs Luftwaffengenerale denken in „Phantom"-Kategorien, und Israels besessener Kriegsminister Dayan hat noch von Johnson eine Option auf 50 Exemplare erhalten.

Sie hatten ihre Presse

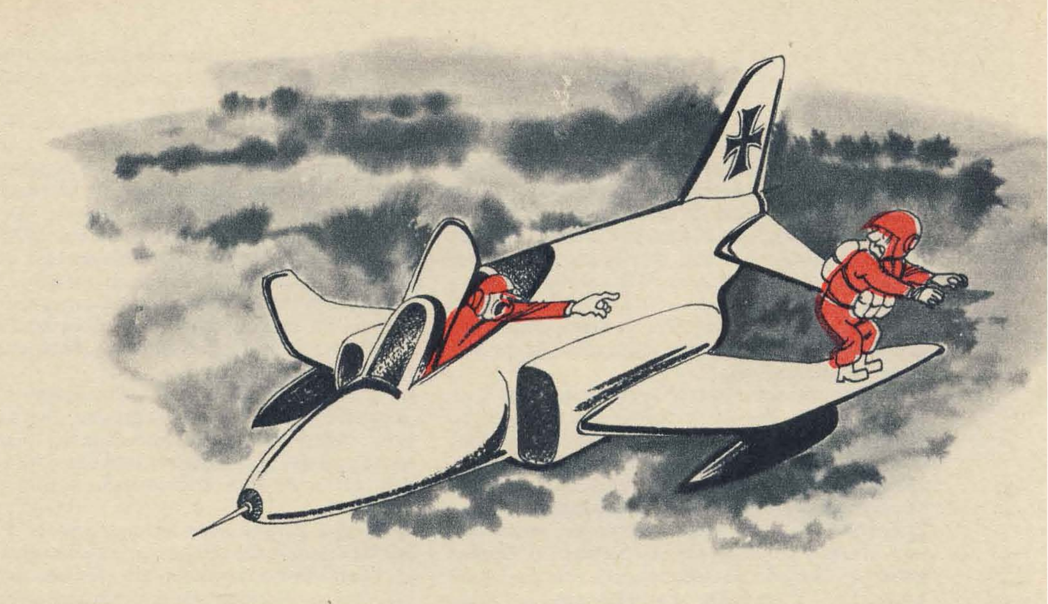
Der arme Mann auf der Straße, der sich nach dem Rauschen im Blätterwald informieren wollte!

Springer hörte von einem US-Piloten, daß die „Phantom" so häßlich wäre, daß sie wieder schön sei. Die „Welt" war extra in die kalifornischen McDonnel-Werke eingeladen worden. Springer-Journalist Horst Voigt durfte mit dem US-Major Freitag vom Flugplatz Sembach

Das politische Flugzeug

Von Kurt Henze





„Du warst wohl mal Starfighterpilot?"
„Das nicht, aber ich habe mich an das Schicksal vieler ‚Phantom' in Vietnam erinnert."

in der Pfalz zur „Low Level Mission", (zum Tiefflug) aufsteigen und erleben, wie der sich in 50 Meter Höhe „Eisenbahnlinien, Straßenkreuzungen und Kraftstationen" aus dem unter der Maschine hindurchwandernden Gelände „herauspickte", und zwar „ebenso exakt, wie er sie vorher im Sembacher Einsatzraum in die Karte eingezeichnet hatte". Begeistert und schweißüberströmt kam der Horst Voigt auf der „Phantom" wieder unten an, die sich übrigens auch in Vietnam bewährt haben soll und schließlich und endlich „unübertroffen vielseitig" sei.
Die süddeutsche CSU-Presse dagegen tat ganz und gar nicht begeistert. Der Flugzeug-Industrie in diesem Raum hatte man nur 400 Millionen Mark Zulieferaufträge für die „Phantom" in Aussicht gestellt. Dort hätte man natürlich viel lieber den „Starfighter" weitergebaut, man würde ja zu Aufklärungszwecken auch eine besondere „Starfighter"-Version entwickeln, und überhaupt sei der „Starfighter" für das Geld eben besser als die „Phantom". Was wunder auch, daß Vermutungen über Lobby-Geschäfte, lies: Bestechung, selbst in die Presse gelangten und auch Listen auftauchten, die schön frisiert nachwiesen, daß die „Phantom" noch eine höhere Verlustrate hätte als der „Starfighter".
Die Angelegenheit wäre also auch ein Fall für den Antikorruptionsreferenten im Bonner Kriegsministerium. Er heißt Schnell. Welch Parodie auf das Tempo, das er bei der Klärung strittiger Fälle vorlegt. Und was heißt hier überhaupt: Klärung! Vielleicht wäre es ein Fall für jene Kriminalisten, die 1960 im Doppelmordfall Dr. Praun als eine „Kommission zur Vernichtung des objektiven Tatbestandes" wirkten.

Tote sprechen nicht

Dr. Praun war ein in Pöcking bei München lebender Halbweltler, der am Gründonnerstag 1960 ermordet wurde. Seine frühere Geliebte Vera Brühne und der brühnehörige Johannes Ferbach erhielten eine lebenslängliche Zuchthausstrafe. Ihr Prozeß in München enthüllte ein Schauspiel, wie ein kritischer Journalist schrieb, „von Sex und Verbrechen, Liebe und Haß, Diebstahl und Urkundenfälschung, anonymen Briefen und erotischen Pikanterien, Rauschgifthandel, Abtreibungsaffairen und Erbschleicherei. Was der Zensor aus einem Film geschnitten hätte, war hier zu sehen ..." Entscheidendes über die wirklichen Hintergründe und Täter war hingegen nicht zu sehen.
Tatsächlich war Dr. Praun weniger Wissenschaftler als Waffenhändler, erhielt, so bezeugt es der Ex-Agent Roger Hentges aus Köln, fast 300 000 Mark an Schmiergeldern aus französischen Quellen, die an der Ausrüstung der Bundesluftwaffe interessiert waren. Dem Adjutanten des damaligen Kriegsministers Strauß, dem nachmaligen Brigadegeneral Repenning, seien vom gleichen Geldgeber 2,3 Millionen Mark zugeschanzt worden, behauptet Hentges heute. Seine Aussage gipfelt in dem Hinweis, daß Dr. Praun noch nach der vom Gericht angegebenen Todeszeit mit zwei Bundeswehroffizieren zusammengetroffen sei. Beide Offiziere

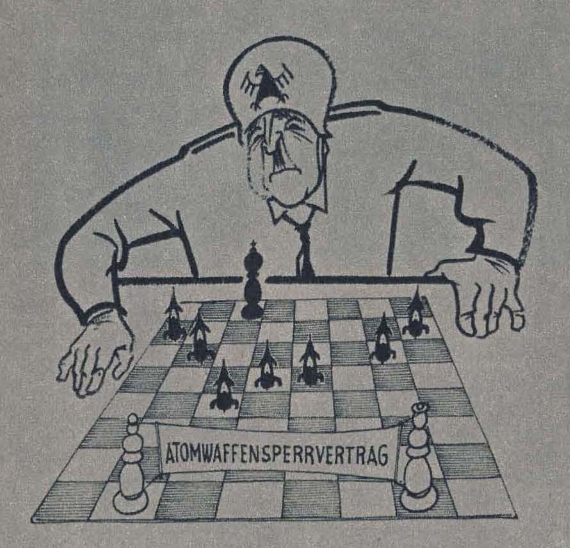
seien mit ihm, Hentges, nach Pöcking gestartet, um den aufmuckenden Dr. Praun zu besänftigen. In München hätten sie Hentges aussteigen lassen. „Die beiden sollten",schildert Hentges, „in einer guten Stunde wieder zurück sein, kamen jedoch erst gegen zwei Uhr im Hauptbahnhof an. Da sie beide sehr aufgeregt waren und ich wußte, daß Praun ein Choleriker war, dachte ich mir, daß sie mit Praun Differenzen gehabt hätten. Auf meine Frage, wie es geklappt habe, erhielt ich keine Antwort. Wir fuhren dann ... nach Frankfurt zurück ... Unterwegs erzählte Schröder, sie hätten mit Praun Schwierigkeiten gehabt: ‚Praun wollte uns angreifen.' Mehr bekam ich nicht heraus."
Einer der „beiden Herren" war Repenning. War es Zufall, daß das Bank-Konto des Hentges, so behauptet es der Ex-Agent, nach einem von ihm an Strauß geschriebenen Protestbrief um 250 000 Mark anschwoll? War es Zufall, daß der kerngesunde Brigadegeneral Repenning im Januar 1967 eines mysteriösen Todes starb, der von einigen Quellen als „Gehirnschlag" angegeben wird und von anderen als „Herzmuskelschwäche"? Zwei Männer aus Hentges Bekanntenkreis befinden sich inzwischen auch nicht mehr unter den Lebenden. Bernhard Kunz aus Kehl wurde von einem unbekannten Besucher bedroht, es werde ihm etwas passieren, wenn er weiter mit Hentges zusammenarbeite. Am 31. Oktober 1967 wurde Kunz auf dem Feldberg tot aufgefunden. Befund der Kripo: „Im Nebel verirrt." Das nächste Hotel lag 300 Meter weit entfernt. Einige Tage vorher war der Hentges-Zulieferant Reuter aus Köln in seinem Betrieb tot aufgefunden worden. Er lag über einer Mandelbrennmaschine, vom Zwillingshahn waren die Schläuche entfernt. Die Kripo bescheinigte „Freitod". Die Tür sei von innen verschlossen gewesen. Sonderbar, daß der zweite Ausgang, der in den Keller und von dort ins Freie führte, den Kriminalisten nicht aufgefallen sein sollte. Auch Reuter war von einem unbekannten Besucher ähnliches prophezeit worden. Unbekannt bleibt, ob Repenning eine ähnliche personifizierte Vorahnung erhielt. So tief könnte auch das beste Nachtsichtgerät einer „Phantom" nicht in die Dunkelheit der Korruption um eine Aufrüstung dringen, die schon 150 Milliarden Mark verschlungen hat. Die ganze Skala bürgerlichen Verbrechens tut sich hier auf: Bestechung, Erpressung, Mord, alles, um das größte Verbrechen vorzubereiten — das Kriegsverbrechen. Welches Scheckbuch oder welche Pistole „politische Entscheidungen" den Fall „Phantom" beeinflußten — wir wissen es nicht. Bekannt ist nur, daß laut „Bonner Rundschau" „geschäftliche und politische Überlegungen" den Preis von 10 Millionen Mark je Stück auf 24 Millionen Mark hochschnellen ließen.

Das politische Flugzeug

Auch der „Starfighter" war ein „politisches Flugzeug". Lockheed schmierte, und Strauß und Abs hatten ihre Hände mit im Spiel. Vor allem aber konnte der kalifornische Schönwetterjäger auf ein atomwaffentragendes Universalflugzeug umkonstruiert werden.
Die westdeutschen Flugzeugkonzerne werden indes heute nicht endlos grollen ob des Entscheids für die „Phantom". Die 5 Jagdbomber-Geschwader mit „Starfightern" werden noch einige Jahre in Hochform bleiben. Und als wahrscheinliche Ablösung ist an ein „NKF" gedacht, an ein „Neues Kampfflugzeug", das der bayrische Luftrüstungskonzern entwickelt, sich zur Zeit in der „Systemedefinitionsphase" befinden soll und für das schon über 60 Prozent der Entwicklungskapazität des „Entwicklungsringes Süd" gebunden ist.
In dem Streit zwischen „Starfightern" und „Phantom" hatte die französische „Mirage III" zumindest auch Außenseiterchancen. Auch sie unterlag aus „politischen" Gründen. ‚Man wolle sich nicht an die französische Außenpolitik binden.'
Wohl und gerade aber an eine andere Politik. Die Milliarden des „Phantom"-Geschäftes kommen den US-Forderungen auf Devisenausgleich für die in Westdeutschland stationierten US-Besatzer entgegen. Und was ist das anderes als eine indirekte Finanzierung der amerikanischen Vietnam-Aggression!
Von der „Phantom" wird Bonns Luftwaffe übrigens die RF 4 E, das heißt die Aufklärerversion erhalten. Zweisitzig, wie der Grundtyp, ist sie mit 5 Kameras und 800 Meter Film ausgestattet. Ihre besondere Stärke besteht im SLAR, im „Side looking aireorne radar", im Seitensichtradar. Entlang der Grenzen des sozialistischen Lagers fliegend, soll sie die Ziele ausmachen. „Militärs und Politiker benötigen aber zu jeder Zeit exakte Informationen. Erst dann können sie bestimmte Punktziele festlegen, die im Verteidigungsfalle angegriffen werden können" („Welt am Sonntag", 19. 5. 68). Ergänzt man, daß die „Phantom" im Gegensatz zum „Starfighter"-Aufklärer nicht „nachtblind" ist, und setzt man für „Verteidigungsfall" den Straußschen „Fall Rot", dann werden Mission und Gefahr der Aufklärungsgeschwader 51 und 52 klar.

P.S. Das ist der Bericht des Oberleutnants der US-Airforce H. B. Ringsdorf über seinen letzten Einsatz in Vietnam:

„Ich glaube es war eine 57 mm. Es feuerte eine ganze Menge Geschütze ... Ich fühlte einen Stoß, und ich wußte, ich war getroffen worden. Ich wußte nicht wie schwer. Und jemand sagte über Funk, und ich war nicht sicher, ob es der Kopilot war oder nicht, jemand also sagte, daß überall Feuer sei. Ich blickte in den Spiegel und konnte es sehen. In der Kabine war selber kein Feuer. Aber die Maschine begann zu zittern und zu rollen, sie begann heftig zu rollen, und ich war vollauf beschäftigt mit dem Versuch, das Flugzeug zu steuern. Und er rief, er verlasse das Flugzeug, und verließ es. Und plötzlich konnte ich das Flugzeug nicht mehr steuern. Ich hatte keine Wahl."

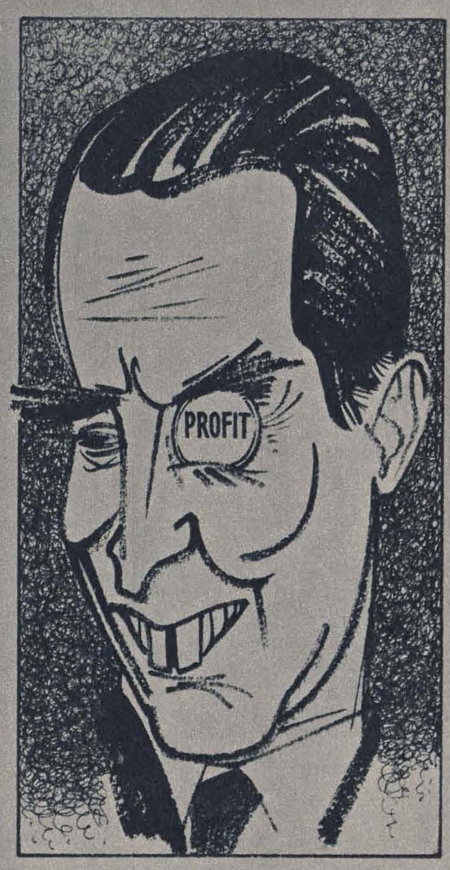


Weiß zieht und gewinnt.

Nach einer NATO-Konferenz in Bonn über die verschiedensten Anwendungsmöglichkeiten von Kernwaffen auch durch die Bundeswehr erklärte die „Frankfurter Rundschau": Minister Schröder löse jetzt manche

Denksportaufgaben

Zeichnungen:
Klaus Arndt



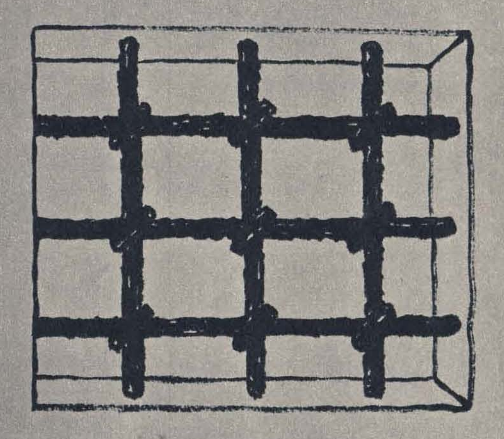
Vexierbild

Was hat Kriegsminister Schröder im Auge, wenn er die Rüstung forciert?



Puzzle-Spiel

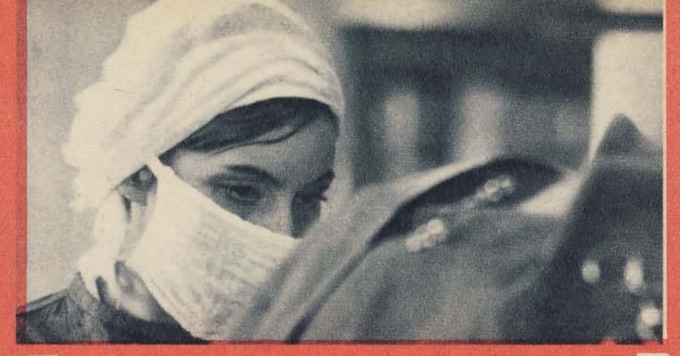
Ausgeschnitten und richtig zusammengesetzt, ergibt sich das Erbe eines 1000jährigen Reiches.



Kreuzgitter

Es ist zu erraten, welcher Friedenskämpfer als nächster dahinter verschwinden soll.

AR-COCKTAIL



(DEFA)

Bonn – Bonn's

„Tünnes, Kiesinger meinte, die europäischen NATO-Partner müßten einen eigenen ‚europäischen Kern' bilden!" – „Jetzt wird auch Kiesingers Sehnsucht verständlich!" – „Nach Europa?"
„Nein! Nach Kern-Waffen!"



Zeichnung: Klimpke

●

„Tünnes, ich lese hier: München und seine Umgebung wurden in den letzten Jahren zum Zentrum der USA-Rüstungsfirmen in Westdeutschland!" – „Na und? Schließlich sollen in München 1972 die nächsten Olympischen Spiele stattfinden!" – „Was hat denn das damit zu tun?"
„Ist doch klar: Da will Bonn eben gerüstet sein!"

●

NP-Chef Thadden merkte:
Die DDR beschränkt
die Reisen für die Nazis!
Das hat ihn sehr gekränkt.

Wir haben Autobahnen
für Nazis jetzt gesperrt,
was bei dem neuen Führer
sehr an den Nerven zerrt.

Dabei ist das nur logisch
bei friedlichem Verkehr:
denn braun hat keine Durchfahrt
bei rotem Lichte mehr!

H. Lauckner

Das siebente Jahr

Sieben Tage werden noch vergehen, dann sind sie sieben Jahre verheiratet, die Herzchirurgin Barbara und der Schauspieler Günter Heim. Beider Alltag ist ausgefüllt von Pflichten und großer Verantwortung. Bei ihr geht es um Menschenleben. Er bemüht sich, mit seiner Kunst Menschen zu verändern. Beide geben, was sie zu geben in der Lage sind. Und doch ist für Barbara alles noch viel komplizierter als für ihn. Manchmal fragt sie sich, ob sie so weiterleben kann. Besonders dann, wenn stundenlange angespannte Arbeit am Operationstisch ohne Erfolg geblieben ist. Gerade heute wird sie wieder in die Klinik gehen und erfahren, daß die Mutter mehrerer Kinder verstorben ist. Und das kleine Mädchen, wird es die Operation überstehen? Barbara ist unzufrieden mit dem erreichten Stand der Wissenschaft auf ihrem Gebiet, sie möchte sich noch mehr der Forschung widmen. Doch immer wieder fehlt ihr die Zeit. Und Günther? „Du solltest dich einmal im Spiegel sehen", hat er zu ihr gesagt, als sie, wie schon oft, müde und völlig erschöpft nach Hause kam. Was soll sie aber machen? Sie liebt ihren Beruf, liebt ihren Mann, will ihrer kleinen Tochter eine gute Mutter sein. Könnte sie überhaupt anders leben?
Um diese, uns alle bewegende Frage „wie soll man leben" geht es in dem neuen DEFA-Film von Frank Vogel, in dem u. a. Jessy Ramaik, Wolfgang Kieling, Monika Gabriel und Ulrich Thein mitwirken.

K.



Von Terzerolen und Faustorgeln

Die Pistole (franz. pistole; ital. pistolo, pistollo; vielleicht von der italienischen Stadt Pistoia abgeleitet, wo im 15. Jh. eine kurze Schußwaffe durch Einbau eines Luntenschlosses verbessert worden sein soll) ist die älteste, einfachste und kürzeste, zum Gebrauch auf nahe Entfernungen bestimmte Faustfeuerwaffe. Sie besaß ursprünglich einen verhältnismäßig langen handgriffähnlichen Kolben, damit sie frei und sicher aus der Hand (Faust) abgefeuert werden konnte. Deshalb nannten in Deutschland die Lanzenreiter (im 17. Jh.) ihre Pistole auch „Faustbüchse" („Fäustlein", „Fäustling").
In Italien wurden schon im 14. Jahrhundert „kleine Handkanonen" von der Länge einer Palme ($17^1/_2$ cm) hergestellt. Die Kürassier- und Dragonerpistolen des 18. Jahrhunderts waren 57 oder 45 cm lang. Die kleine Pistole (Taschenpuffer oder Terzerol) ist keine moderne Erfindung, son-

Hinstorff Verlag Rostock 1968, 7,50 Mark



Walter Kaufmann: „Unter dem wechselnden Mond“

Der Autor besitzt unbestreitbar das, was man nicht allen Leuten nachsagen kann, die Bücher veröffentlichen: eine eigene, unverwechselbare Handschrift. Und er hat nebenbei Erlebnisse, aus denen er schöpfen kann, die ihm einen bedeutenden Schatz an Erzählbarem garantieren. Walter Kaufmann ist herumgekommen in der Welt, er hat dabei die Augen offen gehabt, und er kann in dem Milieu, das er sich erwählt, den zentralen Nerv treffen. Das erfordert außer handwerklichem Können einen geübten Blick und die Fähigkeit, aus der Vielzahl gewöhnlicher, alltäglicher Begebenheiten wirklich aussageträchtige herauszuwählen und sie in Zusammenhänge zu bringen, kurz: parteilich zu erzählen. Und Walter Kaufmann ergreift Partei in der ihm eigenen Weise. In den 18 Erzählungen richtet er seine Aufmerksamkeit durchweg auf die sogenannten kleinen Leute einer uns fast unbekannten Welt: Matrosen, Arbeiter, Frauen und Mädchen in Australien oder in ähnlicher Ferne. Das zunächst ist alles fremd und für sich schon reizvoll. Aber es allein macht nicht annähernd die Qualität der Beiträge aus. In zupackender, direkter Art garantiert der Autor heiße Geschichten, in denen in jedem Fall Schicksal waltet. Es geht ihm nicht um ferne Lande und exotische Beschreibungen, er wendet sich den Menschen zu, die zumeist auf der Schattenseite des Lebens leben, die aber eines für sich haben: ihre Liebe füreinander, anders formuliert: die Solidarität. Das ist das große Thema Walter Kaufmanns, dargestellt in kleinen Geschichten, die alle ihre Wichte haben: die unzerbrechliche Solidarität der Ausgebeuteten, mit der sie der Härte ihres Daseins trotzen und ihm dadurch einen Sinn verleihen. Walter Kaufmann beschönigt nicht, er hat es nicht nötig zu übertreiben. In jenen Gefilden ist das Leben so. Und mit sicherem Blick findet er Geschichten, die anrühren und vom Ringen der einfachen Menschen um Menschenwürde künden, die trotz deprimierender Härte ihren Optimismus nicht verlieren und bei denen sich die Unterdrückten als die menschlich Stärkeren erweisen, denen auch hier die Zukunft gehören wird.



OBERFELDWEBEL HARTMUT LOSCH

Geboren: 11. September 1943, Klub: ASK Vorwärts Potsdam, größte sportliche Erfolge: Europameisterschafts-Zweiter 1966, Olympia-Vierter 1968, DDR-Meister 1966, Zweiter 1964, 1965, 1967 und 1968 im Diskuswerfen. Olympiateilnehmer 1964 (11. Platz).



Obwohl erst 25 Jahre alt, kann Hartmut Losch bereits auf eine zweimalige Olympiateilnahme verweisen. Und da in seiner Disziplin die Jugend durchaus nicht den Ton angibt, deutet das schon auf seine außerordentlichen Qualitäten und seine große Veranlagung hin. Der 1,97 m große und 110 kg schwere Potsdamer hatte das sportliche Vorbild in der eigenen Familie. Sein älterer Bruder Manfred, mehrfacher Meister und Rekordhalter unserer Republik im Hammerwerfen, war sein erster Übungsleiter. Im elterlichen Garten hatten sie sich eine Kugelstoßgrube gebaut, die aber bald den stetig wachsenden Weiten nicht mehr gerecht wurde. Hans Schuffenhauer, verdienstvoller Übungsleiter in Potsdam, erkannte bald Hartmuts Talent für das Diskuswerfen. Schon als 21jähriger erkämpfte er sich den DDR-Rekord mit 58,38 m und die Olympiafahrkarte. Und bereits zwei Jahre später, beim denkwürdigen Diskuswettbewerb der Europameisterschaften wurde er hinter Detlef Thorith und vor Lothar Milde Vize-Europameister. Seitdem ist Hartmut einer der zuverlässigsten europäischen Werfer. In Mexiko bestätigte er das mit seinem vierten Platz erneut, wobei er sogar Weltrekordler Silvester bezwang. E. B.

---

dern wurde schon vor 400 Jahren als eine ganz aus Eisen gefertigte Waffe gebraucht. Die Entwicklung der Feuerwaffentechnik führte schließlich zum Bau von mehrläufigen Pistolen, wozu auch die Faustorgel mit 27 Läufen gehörte. Von den Weiterentwicklungen der Pistolen seien hier folgende Arten genannt: Die Radschloßpistolen (16. Jh.), die doppelten Radschloßpistolen (17. Jh.), die Mörserpistolen (Katzenköpfe 17. Jh.), die Stößel- und Steinschloßpistolen, die Batterieschloßpistolen (für den Zivilgebrauch), die Duellpistolen und die Pistolenrevolver (Drehpuffer). Die Pistole hat im Laufe der Zeit alle Veränderungen der Handfeuerwaffen mitgemacht (glatter, gezogener Lauf, Vorder-, Hinterladung). Als Bewaffnung wurde sie von den Landsknechten, später von den Soldaten der Marine und Kavallerie getragen (auch als Signalwaffe fand sie Verwendung).

Dr. Schu-Fa.



Entenfuß-Pistole (17.–18. Jahrh.)

Wo FORMELN Kampfkraft sind



Ein Besuch in der Fakultät für panzer- und kraftfahrzeugtechnische Ausbildung der Militärakademie „Friedrich Engels"

Eine Wandtafel voller Zahlen, Zeichen und Skizzen. Sie erläutern ein militärtechnisches Thema: Die Kinematik des Wendens von Kettenfahrzeugen. Dem Anschein nach eine einfache Aufgabe im Fach Fahrmechanik. Aber hinter diesen Zahlenkolonnen verbirgt sich mehr als nur eine Fachaufgabe. Dahinter stehen wissenschaftliches Arbeiten, Lehre, Forschung – und dazu das klassenmäßige Umsetzen des Wissens in die Praxis. So werden diese und alle anderen Formeln, Leitsätze und Definitionen unmittelbar zu Kampfkraft.

Das ist auch das erklärte Ziel der Ausbildung aller Fakultäten der Militärakademie „Friedrich Engels" seit dem ersten Tage ihres Bestehens.

Die Fakultät für panzer- und kfz.-technische Ausbildung ist diesem allgemeinen Grundsatz auf ihre Art seit 10 Jahren treu. Ihr Lehrkörper berücksichtigt in der Ausbildung der Offiziershörer, daß sie die Besonderheiten der modernen Militärtechnik in Verbindung mit der allgemeintechnischen Grundausbildung

erfassen, daß sie befähigt werden, umfassend die Kampftechnik einzuschätzen und sie im Sinne der höchsten Einsatzbereitschaft auszunutzen. Der Vorsitzende des Staatsrates der DDR und Erste Sekretär des ZK der SED, Genosse Walter Ulbricht, konnte dazu in seiner Rede vor den Absolventen der Militärakademien im Oktober 1968 feststellen:
„Die Sicherung einer hohen Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der NVA hängt in hohem Maße von den Kadern ab. Die Militärakademie „Friedrich Engels" hat an der Heranbildung solcher Kader für die sozialistischen Streitkräfte großen Anteil. In dem



einen Jahrzehnt ihres Bestehens hat sie ehrenvoll die ihr von Partei und Regierung gestellten Aufgaben erfüllt. Ihre Fakultäten und Institute haben sich zu leistungsfähigen Ausbildungs- und Forschungszentren entwickelt."
Diese Feststellung wird beim Besuch der Unterrichtseinrichtungen wie Kabinette, Prüfstätten und Klassen dieser militärtechnischen Fakultät dick unterstrichen. Vom programmierten Unterricht bis zu wissenschaftlich-technischen Laborarbeiten wird dem Hörer jede moderne Unterrichtsform geboten. Ein umfangreicher Maschinenpark für praktische Arbeiten — z. B. Prüfen und Messen an den verschiedensten Aggregaten der Panzer und Kraftfahrzeuge — steht bereit, hochqualifizierte Lehrkräfte unterweisen die Genossen in komplizierten technischen Vor-

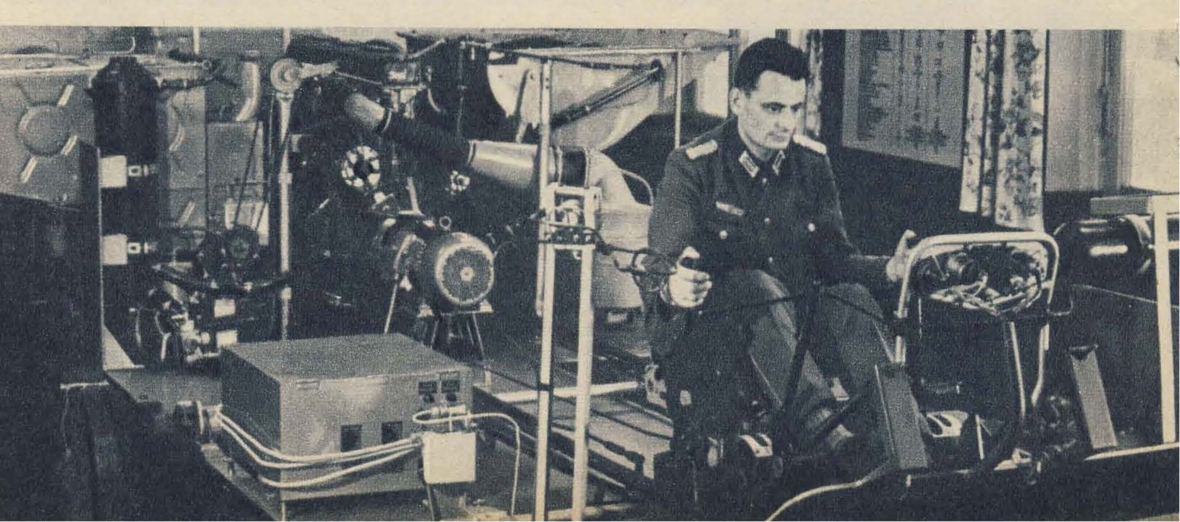
Welchen Befund ergab die Prüfung? Kollektiv wird das Ergebnis der Arbeit am Prüfstand für Kupplung, Bremsen und Getriebe der gepanzerten Fahrzeuge ausgewertet.

Im Tankett des Schwimmpanzers PT-76. An diesem Ausbildungsgerät wird der Hörer mit der Funktionsweise und den technischen Besonderheiten der einzelnen Aggregate vertraut gemacht.

gängen, und die neuesten Erkenntnisse der Wissenschaft sind die Grundlage der theoretischen Ausbildung.

Das ist heute selbstverständlich, genau so wie der Fakt, daß 92% der Genossen des Lehrkörpers der Fakultät einen Hochschulabschluß besitzen, 30% davon in der Aspirantur stehen und eine ganze Reihe als Dr.-Ing. lehren. Und ebenso selbstverständlich ist die Tatsache, daß in der künftigen Lehre und Forschung militärwissenschaftlich und -technisch auf den von den sowjetischen Streitkräften bestimmten Welthöchststand orientiert wird.

K. E.



Die aktuelle Umfrage



Zwei bedeutungsschwere Buchstaben, Abkürzung des Wortes „Dienstvorschrift". Im Hinblick auf die Begriffsbestimmung geben sie dem Soldaten kein Rätsel auf. Bei Lichte und etwas genauer besehen, sind allerdings die Abschnitte und Punkte, Ziffern und Unterpunkte der in ihrer Anzahl eine stattliche Reihe bildenden Dienstvorschriften mitunter dennoch dazu angetan, dem einzelnen recht knifflige Denksportaufgaben zu stellen. So jedenfalls liest man es in etlichen Leserbriefen, die täglich bei der AR eintreffen.

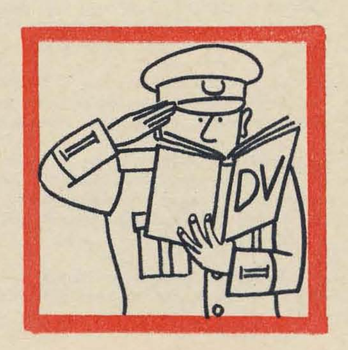
Das militärische Regelwerk mit all seinen Normen en gros und en detail ist zweifelsohne eine Literatur für sich, mehrere Regale eines Bücherschrankes füllend. Folgt man dem „Belehrungshandbuch", so sollte eigentlich jeder Armeeangehörige dieserhalb literaturkundig sein. Dieweil, wie es daselbst heißt, die hierin zusammengefaßten und in den regelmäßigen Unterweisungen vorgetragenen Erläuterungen „nicht das sorgfältige Studium der Dienstvorschriften und anderen militärischen Bestimmungen ersetzen". Dem liegt der Gedanke zugrunde, daß eben nur vorschriftsmäßig handeln kann, wer die DV kennt – namentlich jene, die alle in allen Einheiten angehen und zur „Zehnerreihe" gehören.

Wenn nicht schon vor Empfang der großen grünen „Fahrkarte", die ihn kostenlos an den militärischen Zielbahnhof führt, aus dem „Postsack" der AR oder diversen Handbüchern des Deutschen Militärverlages kurz mit ihnen bekannt, stellen sie sich dem jungen Soldaten – vom Hauptfeldwebel oder Zugführer kommentiert – spätestens bei der ersten dienstvorschriftlichen Belehrung vor. Und in Gedanken wägt er, wie Matrose Siegfried Brauer, 20, ab, welche Frisur er sich anstelle des von der DV 10/3 verpönten Rundschnitts zulegt; überlegt, wie Pionier Gerd Müller, 19, welchen Wachvorgesetzten er gemäß der DV 10/4 zu melden hat; sucht, wie Kanonier Rainer Itzrodt, 18, nach einer Methode, die Mütze in Befolgung der DV 10/5 „abzusatteln"; überschlägt, wie Funker Hubert Motzen, 19, die Kosten eines Reiselords, um mit seinem Campingbeutel bei der Urlaubsfahrt nicht mit der DV 10/14 in Konflikt zu kommen; sinniert, wie Flieger Klausdieter Körner, 18, wann es wohl soweit sein wird, daß er entsprechend der DV 10/6 zum erstenmal belobigt werden kann ...

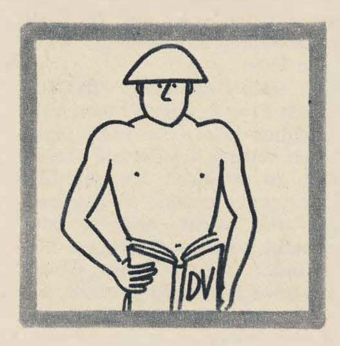


Die erste Belehrung wirft zumeist Fragen über Fragen auf: Sachlich-informatorische und auch solche, die darauf abzielen, zu erfahren, warum dies oder jenes gerade so geregelt ist und nicht anders. Mir scheint solches Ansinnen begründet. Und ich meine, Obermatrose Reinhard Pfeiffer, 22, trifft durchaus den Kern der Sache, wenn er argumentiert: „Konsequentes Einhalten der militärischen Verhaltensnormen, niedergelegt eben in den Dienstvorschriften, setzt nicht nur voraus, daß ich sie genau kenne, sondern mehr noch, daß ich ihren tiefen Sinn erfasse, ihre Notwendigkeit für eine hohe Kampfkraft der Armee."

In neunzig von hundert Fällen, so ergab eine Befragung von 224 Soldaten, werden ihnen demzufolge die militärischen Bestimmungen sachlich erläutert. Ein annehmbares Resultat, könnte man sagen. Jedoch: Mir ist selbst die niedrige Zahl von 10%, in denen die DV-Paragraphen lediglich heruntergeleiert und kommentarlos vorgelesen werden, zu hoch. Schließlich haben nicht nur neun von zehn



Soldaten, sondern hat auch der zehnte, hat *jeder* Soldat das Recht, exakt erklärt und begründet zu bekommen, weswegen diese oder jene Forderung an ihn gestellt wird. Nur dann wird er nämlich bereit und fähig sein, sie unter Hinzugabe seiner eigenen Gedanken und seiner eigenen Initiative schöpferisch zu erfüllen.



DV-Unterricht mag vielleicht nicht gerade der allerinteressanteste sein. Doch so wie das gut geschriebene, Wissen und neue Erkenntnisse vermittelnde Fachbuch mehr und mehr seine Leser findet, kann auch die gut vorbereitete, praxisbezogene und alle Soldaten unmittelbar einbeziehende Unterweisung in den Dienstvorschriften zu einer interessanten, lehrreichen Ausbildungsstunde werden. Das A und O dürfte sein: Inwieweit ist es den Zuhörern möglich, ihre Fragen anzubringen, und inwieweit gehen die Vorgesetzten darauf ein?

Unteroffizier Manfred Pippinger, 21, ist als (Be-)Lehrender „froh", wenn „viel zwischengefragt wird". Stabsobermeister Winfried Herms, 31, wartet nicht, bis jemand aufsteht und fragt, sondern fordert selbst dazu auf, indem er „Probleme in die Debatte wirft". „Je mehr gefragt wird, desto besser", heißt die Devise des Oberleutnants Martin Bester, 27. „Nur im wechselseitigen Gespräch kommt Unklares zum Vorschein und kann geklärt werden", meint Oberfeldwebel Rudi Kinzing, 25. Auch bei Leutnant Norbert Munzer, 25, „hat jeder die Möglichkeit, seine Fragen vorzubringen". Die Berichte der Vorgesetzten decken sich weitgehend mit einer Meinungsumfrage bei den schon erwähnten 224 Soldaten. 63% bestätigen, daß stets dazu aufgefordert wird, zu fragen. 23% antworten, daß Fragestellungen grundsätzlich, 8%, daß sie nur manchmal möglich sind.

Jedoch, wenn man „nur mal im Unterricht etwas von den Vorschriften hört, reicht das nicht", urteilt Unteroffiziersschüler Henry Focke, 20. „Da ihre Grundsätze das tägliche militärische Leben durchdringen und beeinflussen, muß man sich auch über die obligatorischen Belehrungen hinaus damit beschäftigen."

Wie AR aus vielen Leserbriefen weiß, möchten etliche Genossen oft DV-literaturkundiger sein. Was steht dem im Wege?

„Hinsichtlich der sogenannten ‚Zehnerreihe', der Grundsatzvorschriften also, und aller anderen, die keinen vertraulichen Charakter tragen, wüßte ich nichts, was den Soldaten hindern sollte, sie sich selbst anzusehen", erklärt Oberstleutnant Kurt Brandt, 38. Von der materiellen Seite her berichtet Stabsfeldwebel Willy Malzer, 39, daß er „genügend Exemplare" besitzt und mit seinem „Angebot jede Nachfrage innerhalb der Kompanie befriedigen kann". Bei Feldwebel Hartmut Korth, 24, machen die Kanoniere „regen



Dienstvorschriften ...

„... müssen schon sein, denn sonst gäbe es ja ein heilloses Durcheinander. Ein strenges militärisches Regelwerk nützt uns allen, weil sich darauf die hohe Einsatzbereitschaft unserer NationalenVolksarmee gründet" (Stepperin Karin Laue, 24, Ehefrau eines Soldaten).

„... regeln die militärischen Obliegenheiten, garantieren jedem Armeeangehörigen seine Rechte und fixieren seine Pflichten" (Soldat Udo Peckruhn, 19).

„... sind kein Ballast, wenn es auch mancher zunächst so empfinden mag. Was wäre für eine Ordnung unter den vielen jungen Männern, wenn diese ‚ordnende Hand' fehlte?" (Hausfrau Erna Kirsch, 56, Mutter eines Soldaten).

„... zu studieren, macht mir Spaß, weil es mir wiederum Freude bereitet, aus eigener guter Kenntnis der DV zu sehen, wie andere, darunter auch Vorgesetzte, sich nicht daran halten" (Funker Wolfgang Martens, 21).

„... scheinen einem zwar zuerst das Leben schwer zu machen. Aber wenn man einsichtsvoll ist, erkennt man, daß es umgekehrt noch schlimmer wäre und sie es einem im Grunde genommen erleichtern, seine Pflichten zu erfüllen und seinen Platz im militärischen Kollektiv zu finden" (Stabsmatrose Günter Hillebrandt, 25).

„... lassen sich vielleicht nicht ganz vermeiden, aber mit etwas Geschick hin und wieder umgehen" (Flieger Hans-Jürgen Brenner, 18).

„... genau einzuhalten, ist sicher nicht gerade schön. Aber jeder Soldat sollte wissen, wofür er das tut. Und dann ist es ja auch nicht für ewig" (Teilkonstrukteurin Thea Hoffmann, 26, Ehefrau eines Soldaten).

„... ordnen das militärische Leben. Deswegen kann man nicht auf sie verzichten" (Pionier HartmutVoigt, 20).

Gebrauch von der DV-Bücherei, so daß sich etwa 90% aller Genossen am Original darüber informieren". Stabsfeldwebel Horst Gehrke, 41, hat von jeder Dienstvorschrift der Zehnerreihe „fünf Exemplare, die fast ständig im Umlauf sind". Vorrangig interessieren sich seine Nachrichtensoldaten „für die Innendienstvorschrift und die Urlaubsordnung". In der Summe wissen 89% aller 224 befragten Soldaten, daß sich in ihren Einheiten die wichtigsten Dienstvorschriften befinden, und 85%, daß sie sie jederzeit beim Hauptfeldwebel zum individuellen Studium ausleihen können. Allerdings haben bislang nur 64% diese Möglichkeit genutzt.

Während die meisten Vorgesetzten das Recht und die Pflicht der Unterstellten betonen, selbständig in die Dienstvorschriften einzusehen, hält es Stabsfeldwebel Horst Kapischke, 32, „nicht für sinnvoll, daß sich jeder Genosse an der Originalquelle informiert" dieweil er in diesem Wunsch „mangelndes Vertrauen zu den Vorgesetzten" erblickt. Ein seltsamer Blickwinkel. Offenbar setzt hier der Hauptfeldwebel wenig Vertrauen in seine dienstgradniederen Genossen. Oder befürchtet er vielleicht gar, ein Soldat könnte beim Studium der Originalquelle darauf stoßen, daß sie in seiner Einheit nicht original durchgesetzt wird? Sei es wie es sei: Diese Ordnung ist keineswegs in Ordnung. Weil sie der DV widerspricht.

In der DV 10/14 haben es dem Soldaten Ralf Ahrs, 19, die „vielen ‚Kann'-Bestimmungen" angetan. „Kann man das nicht ändern?" Wohl kaum. „Hier schon deshalb nicht, weil gerade die Gewährung von Kurzurlaub und Ausgang leistungsabhängig ist", meint Feldwebel Uwe Krüger, 25. Außerdem sind die Bedingungen jeder Einheit unterschiedlich, so daß in der Urlaubsordnung nur allgemeine Kriterien fixiert werden können. Ob sonnabends zwanzig Genossen ausgehen bzw. Urlaub nehmen können oder nur fünf oder auch mal keiner, hängt davon ab, was der Einheit aufgetragen und wie die konkrete Situation ist, ob es sich um eine Grenz- oder eine Ausbildungskompanie handelt. Diese (nicht nur mathematische) Aufgabe kann allein der jeweilige Kommandeur lösen.

In den Handlungsgeboten der Dienstvorschriften ist ausgedrückt, welche Rechte dem Soldaten gegeben und welche militärischen Pflichten ihm auferlegt sind – gegeben und auferlegt von der Arbeiter-und-Bauern-Macht, der er als Angehöriger unserer Armee dient. Ohne sie genau zu kennen, kann er nicht vorschriftsmäßig auftreten und seinen Wehrdienst versehen. Das macht es so dringend, sie gründlich zu studieren. Und das macht die geduldige Hilfe der Vorgesetzten, von Hauptmann Werner Keibel, 36, zu Recht als ein Faktor „der Arbeit mit den Menschen" angesehen, so nötig. Erfreulich



in diesem Zusammenhang, daß 98% aller Befragten sachkundig und verständnisvoll Antwort erhalten, wenn sie ihren Gruppen- oder Zugführer, ihren Hauptfeldwebel oder Kompaniechef um Auskünfte zu einer Dienstvorschrift bitten. Und wenn's trotzdem noch eine Frage gibt: „Postsack" und AR-Adresse sind ja bekannt.

Ihr

Karl Heinz Freitag

„... bringen so allerhand mit sich. Wenn ich an die ersten Belehrungen denke, wird mir heute noch unwohl. Es kam so viel auf einen zu, daß man es nicht gleich verdauen konnte" (Soldat Heinz Kersten, 20).

„... sind zwar notwendig, aber nicht sinnvoll in dieser Ausführlichkeit. Sie müßten manchmal großzügiger sein" (Soldat Klaus Schmidt, 20).

„... können nur die allgemeinen Grundprinzipien regeln, die – gerade was den Innendienst oder die Urlaubsregelung betrifft – von jedem Kommandeur entsprechend der konkreten Situation und den speziellen Aufgaben seiner Einheit angewendet werden müssen" (Major Harry Müller, 34).

„... lassen leider noch zu oft verschiedene Auslegungsmöglichkeiten zu, vor allem die DV 10/3 und die Urlaubsordnung" (Kanonier Bernd Struß, 22).

„... müssen sein. Aber wie werden sie angewendet? Ist es nicht blöd, daß die DV regelt, wann der Kragen geöffnet oder geschlossen wird, und nicht das Wetter?" (Gefreiter Reinhard Niedan, 20).

„... sind manchmal zu unübersichtlich. So gibt es in den DV 10/1, 10/3 und 10/4 Weisungen über die Wachdurchführung, die in einer einzigen Vorschrift zusammengefaßt sein könnten" (Oberstleutnant Horst Sylla, 35).

„... können einem das Leben schwer machen. Aber sicher muß es sie geben" (Soldat Walter Mirsbach, 22).

„... enthalten zuviel ‚Kann'-Bestimmungen" (Unterfeldwebel Uwe Klar, 23).

„... werden gemacht, um die Kampfkraft der Armee zu gewährleisten. Und die sie machen, sind Männer aus dem werktätigen Volk. Da die Dienstvorschriften heute nicht gemacht werden, um die Soldaten mit strengstem Kadavergehorsam bei der Stange zu halten, sondern auf der Achtung der Menschenwürde beruhen, haben sie ihren einstigen Schrecken verloren" (Arbeiterveteran Karl Retzel, 69, Großvater eines Soldaten).

Hans Krause

Kalte







„Komm, hilf mir mal ein Bällchen drehn,
der Schnee ist weich und griffig!"
Der Künstler kann nicht widerstehn,
der Winter ist ein Kunstmäzen.
Die Muse lächelt pfiffig.

Wohl ist der Künstler kein Begas,
nur krasser Außenseiter.
Die Muse aber steht ihm nah.
Ein Blick zur Bluse und sieh da:
Schon weiß er wieder weiter.

Der Torso scheint noch sehr abstrakt.
Die Muse lächelt milde:
‚Nun ja, es ist sein erster Akt,
doch wie er so die Sache packt,
das zeigt: Er ist im Bilde.

Und endlich steht in vollem Glanz
das Kunstwerk im Gelände.
Der Künstler wartet auf den Kranz,
die Muse aber zieht Bilanz
und denkt: Dies Werk spricht Bände.



Künste



„Hinweg ihr Höhen der Figur!
Dies Kunstwerk ist die Höhe!
Von Ähnlichkeiten keine Spur.
Der Künstler, der Dich schuf, Skulptur,
war keine Koryphäe!"

„Komm, Stümper, nun laß mich mal ran!"
so spricht sie zum Gestalter.
„Ich zeig Dir, daß ich's besser kann."
Und aus der Schneefrau ward ein Mann,
wenn freilich auch ein kalter.









Er kriegt zu allem Überfluß
nach mühsamer Vollendung
noch einen echten Musenkuß.
Der Musensohn sieht's mit Verdruß
und denkt: ‚O die Verschwendung!'

Die Sonne scheint vom Firmament
und saugt an den Konturen.
Der Schneemann macht sein Testament.
Kurz ist die Kunst. Die Sonne brennt
und tilgt die letzten Spuren.







Am Waldesrand ist Ultimo,
da hilft kein Widerstreben.
Doch hinterm Walde, irgendwo,
befassen sich, von Herzen froh,
zwei Künstler mit dem Leben.



Rolf-Peter Bernhard

Intermezzo

Unter den Bogenleuchten glitzerte das Pflaster. Die Straße überzog sich mit einer Eishaut. Der Nordwest kam immer stärker auf und peitschte scheue Wolkenpferde am Mond vorbei.
Barbara duckte sich in den Pelzkragen. Unschlüssig verharrte sie. Noch war es Zeit, wieder in den Schutz des Hauses zu huschen. Aber dann ging sie doch.
In der Wartehalle trappelte und stampfte es wie auf einer Schultreppe nach der letzten Stunde. Omnibusse bogen ein. Die Fahrer streiften den Ärmel von der Uhr, schüttelten den Kopf oder nickten vielsagend. Leute schimpften über die Verspätungen. Staubfeine Schneekristalle wirbelten in die Lichtkegel und krieselten sich auf der spiegelnden Straße.
Als er sie so verklammt stehen sah, hätte Winfried ihr am liebsten als erstes seine Pelzmütze auf den Schopf gestülpt. Aber — mitten auf dem Marktplatz?
Er nahm sie einfach wie ein Kind an die Hand und zog sie mit sich fort in den stiemenden Wind, ohne ihr mehr gesagt zu haben als das Guten-Abend.

Vor der Haustür legte Barbara den Finger an die Lippen und drückte Winfried das Schlüsselbund in die Hand, so wie sie es vor zwei Jahren getan hatte am zweiten Weihnachtsabend. Heimlichtuend schlichen sie die Treppen hinauf, so wie damals.
Heute aber klopften ihre Herzen vom raschen Lauf durch das Schneegestöber, und sie mußten an sich halten, nicht schallend aufzulachen.
„Schön, daß du gekommen bist", flüsterte sie schelmisch.
„Schauen deine Eltern auch wirklich nicht, ob du allein bist?" mimte er.
„Was bist du nur für ein Mann!"
Und dann wirbelte er sie herum, bis ihm selbst schwindlig zu werden begann.
Im Zimmer brannte das Licht, und auch der Transistor war nicht ausgeschaltet.
„Ich habe uns einen Glühwein gebraut; diesmal wirklich ohne Nelken", verriet sie. Von irgendwoher zauberte sie eine Flasche rumänischen Kognak auf den Tisch. „Zum Grog wäre der wohl zu schade? Oder?"
Barbara hatte das kleine Sofa in die Ofennische gerückt. Überhaupt hatte sie dem Zimmer eine eigene Note gegeben. Behaglich war es, trotz der abgeschrägten Wand oder vielleicht gerade wegen ihr.
„Schön hast du's uns gemacht", bedankte sich Winfried und strich ihr über das schneefeuchte Haar.
„Gut, daß du da bist." Sie kuschelte sich an ihn. „Jetzt kann es meinetwegen stürmen, soviel es nur will."
„Meinetwegen."
„Einschneien müßten wir. Drei Meter hoch müßte morgen früh der Schnee liegen. Dann könnte uns wenigstens keiner stören."
„Hm."
„Und dann könnten keine Omnibusse mehr fahren, keine Züge . . ."
„. . . nur Pferdeschlitten . . ."
„. . . oder Hubschrauber . . ."
Aus dem Radio erklang eine Bostella. Sie tanzten, tanzten, tanzten. Was kümmerte es sie, daß der Sturmwind das Mansardenfenster umheulte, daß er unaufhörlich den trockenen Schnee über das Dach fegte.
Aber der Ofen kühlte rasch aus, und als Barbara den Rest des Glühweins in die Gläser goß, fröstelte ihr . . .
Seine Hand tastete über ihren Körper, und er spürte die Kühle der Haut. Er zog sie enger an sich.
„Huach, bist du kalt."
„Was hast du gesagt? Was bin ich? Sag das noch einmal!" Barbara spielte die Empörte und — löschte das Licht.
Der Wind brauste über das Dach.
Er störte sie nicht.

„Ach, so gegen elf wird sich's legen", orakelte der alte Kasch, als Winfried ihm den Schneeschieber aus der Hand nahm. „Es gibt keinen Winter mehr heutzutage. Ja, früher, als ich noch ein Junge war . . ."
Winfried kannte die Geschichte. Einmal gab Opa dem Golfstrom die Schuld, dann wieder den Sputniks, manchmal den Atomtests.
„Es sieht nicht danach aus, daß es diesmal keine Schneemänner geben wird. Wir zwei sind gleich welche", ulkte der breitschultrige Soldat.
„Abwarten, abwarten."
Immer furioser wurden die Böen, und der Schnee dünte sich vor jedem kleinsten Hindernis. Zusehends wuchsen die Wehen.
Jede Stunde klappte sich Winfried den Mantelkragen hoch und ging vor das Haus; doch der Bürgersteig schien nie gefegt.
„Such mir die Wattekombi raus", forderte er. „Wenigstens die Jacke. Und die Filzstiefel."
Barbara ging in die Bodenkammer.

„Dieser olle dämliche Schnee", schimpfte sie vor sich her ...
Mit dem Tag nahm der Sturm an Heftigkeit zu. Der Nachrichtensprecher verlas eine Warnung nach der anderen. Schließlich forderte er alte und gebrechliche Menschen auf, möglichst nicht die Häuser zu verlassen.
Die Lehrer geleiteten die jüngsten Klassen heim. Rote-Kreuz-Wagen eilten zu den Kindergärten.
Nur noch durch die wichtigsten Straßen quälten sich die Schneepflüge, immer drei hintereinander.
Gegen Abend war die Stadt vollends von der Außenwelt abgeschnitten. Die Telefonverbindung riß ab. Das Licht flackerte und wurde trüb.
Der Sturm feierte Orgien, spaltete Eichen, zersplitterte Antennen, deckte Häuser ab.
„Ein Glück, daß du gestern gekommen bist", sagte Barbara leise.
Winfried nickte nur und starrte aus dem Fenster in die stumm gewordene Nacht.
„Wenn du jetzt noch in der Brigade wärst, hättest du schon morgen einen harten Tag."
„Ja, morgen ..." Er sprach den Satz nicht zu Ende. Er wagte es einfach nicht.
Es war sein erster Urlaub seit der Hochzeit. Ganze vier Tage. Und auch Barbara hatte in der Klinik öfter die Nächte geopfert für diese Stunden und den bequemen Frühdienst dafür hingegeben.
„Sie werden es schwer haben, die Jungs. Nicht nur morgen. Verdammt schwer werden sie es haben ..."

Früh stand Winfried am anderen Morgen auf, ging ins Wohnzimmer, heizte den Ofen an, setzte den Teekessel auf die unruhige Gasflamme.
Barbara schlief. Sie ahnte nicht, was in Winfried vorging. Und dabei hatte doch sie ihm den Arbeitsanzug hervorgekramt, die klobigen Stiefel, die zerfranste Ohrenmütze.
Er sagte es ihr erst nach dem Morgenkaffee.
„Ich muß rasch mal in den Betrieb schauen, sehen, was die Brigade macht, ob sie zu Rande kommt. Wer weiß, was alles passiert ist."
„Winfried!" Sie sah ihn beschwörend an.
„Aber was denn, Kleines? In einer knappen Stunde bin ich wieder zurück."
„Du?" Sie schüttelte den Kopf. „Was geht dich eigentlich jetzt die Brigade an? Du bist Soldat. Urlaub hast du, wenn man das überhaupt so nennen kann, dieses Nur-auf-den-Sprung-vorbeikommen."
„Aber ..."
„Deine Brigade? Dein Funktrupp ist deine Brigade, die Armee ist dein Betrieb!"
„Nein. Das stimmt nicht ganz, Barbara. Meine Brigade bleibt meine Brigade. Ich gehöre noch immer dazu", widersprach er.
„Und als sie im Oktober den Titel bekamen?" In Barbaras Augen blitzte es. „Diskutiert haben sie, diskutiert, ob sie auch dir die Medaille geben dürfen, und dann haben sie sie dir nachträglich so halbwegs per Post geschickt."
Winfried winkte ärgerlich ab. „Wenn.mal einer 'ne Schußligkeit macht ..." ▶



Er setzte sich zu ihr auf die Couch und nahm ihren Kopf in seine großen Hände. Sie weinte. „Und ich habe mich so gefreut, als du endlich da warst, daß nichts wieder dazwischen gekommen ist", schluchzte sie. „Ein schöner Urlaub!"

„Vielleicht brauchen sie mich auch gar nicht, die Jungs."

Der Orkan hatte den Schnee auf der Deichkrone nicht geduldet. Nur hier und da schlangen sich hüfthohe Wehen um struppige Weiden. Unweit der Eisenbahnbrücke führte die Leitung über den Fluß, eine alte fünfundvierziger Kilovolt, Kupfer. Sie speiste die Raffinerie und nun auch das neue Flachkühlhaus. Sie speiste ...

Der Sturm hatte die Leitung von den Isolatoren gerissen. Sie sollte durchhängen bis auf den Deich herunter, wenn nicht gar bis ins Wasser. Vielleicht war sie sogar gebrochen. Im Büro des Meisterbereichs wußte man noch nichts Genaues.

An vieles hatte Winfried gedacht, an zerfetzte Niederspannungsleitungen, geknickte Maste, verwirrte Ortsnetze. Da wäre wenigstens überall fester Boden unter den Füßen gewesen, wenn auch unter meterhohem Schnee. Aber hier ...

Winfried stiefelte der Brigade nach, die zwei Stunden zuvor über den Deich gestapft war. Die Männer waren so klug gewesen, sich von der Feuerwehr ein Schlauchboot auszuborgen. Ohne das wären sie nie und nimmer an den Sockel des Gittermastes herangekommen.

„Heh! Fährmann, hol über!" rief Winfried über die sumpfige Wiese.

„Mensch, Kleinert! Hat dich der Teufel geritten? Bleib bloß wo du bist. Scher dich zu deiner Frau!" schrie der Meister zurück.

„Halt keine Referate!" konterte Winfried.

„Na, dann: Zu Befehl, Genosse Gefreiter!"

Als Winfried in den schwankenden Gummikahn steigen wollte, rutschte er am Deichrand ab. Wie Löschpapier saugte der Filzstiefel das eisige Wasser auf.

„Mußtest du mir das unbedingt nachmachen?" Meister Retzlaff boxte Winfried in die Rippen. Er wurde den Sicherungsgurt gewahr. „Du willst wirklich nicht nur mal so vorbeigucken?"

„Mach schon, daß wir rüberkommen."

„Meinetwegen. Aber wehe, deine Barbara bleut mir den Buckel!"

Das Boot glitt wie ein schwerfälliges Reptil über Eisfetzen, Grasbüschel und brackiges Wasser. Wenige Meter nur waren es bis zum Mast. Die beiden Männer brauchten dazu fast eine Ewigkeit.

„Laß mich gleich hochsteigen", verlangte Winfried.

„Man tau, mien Jung."

Was im ganzen Jahr nur drei-, viermal vorkam, es hatte sich nun eingestellt: In der Klinik war es ruhig.

In der Nacht war keine Schwangere eingeliefert worden, und auch jetzt blieb das Telefon stumm. Der Bergepanzer der Armee brauchte sich kein Storchengefieder anlegen wie anderenorts. Es gab keinen Sturmgeborenen, keine Schneeprinzessin.

So fand dann Barbara den Zettel wieder vor, den sie auf den Küchentisch gelegt hatte: „Bin nur rasch zur Klinik. Das Mittag kauf ich uns im Menüladen."

Sie hockte sich an den Ofen und versuchte zu stricken. Aber immer wieder fielen die Maschen von der Nadel. Nicht viel hätte gefehlt, und sie hätte das Muster verpfuscht.

Sie blätterte in Büchern, wischte mit dem Staubtuch über die blitzblanken Möbel, wusch zum dritten Mal die Kartoffeln und brühte sich einen Kaffee.

Es wurde schummrig, als sie zur HO-Verkaufsstelle über die Straße ging.

„Was sagen Sie?" fragte sie in die Sprechkapsel des Telefons. „Wo ist er? Auf welchem Abspannmast? Was meinen Sie?"

„Ich denke, Ihr Gatte hat Urlaub?" Die ältliche Verkäuferin an der Kasse schüttelte den Kopf.

„Ja, noch zwei Tage", entgegnete Barbara.

„Und dann ... Wo er's doch nicht nötig hat." Die Kassiererin konnte und konnte sich nicht beruhigen. „Wenn meiner auf Urlaub kam ..." Barbara zog die Brauen zusammen, und sie hatte auch schon ein grobes Wort auf den Lippen. Sie besann sich eines Beßren.

„Ach, Frau Schmolt, sind Sie bitte so freundlich und schreiben mir das Datum auf den Kassenzettel?"

Sie tat es sichtlich verwundert und nichts ahnend. Barbara nahm das Wechselgeld, schob mit einer leichten Verbeugung den Bon zurück und ging. —

Winfried kam am späten Abend heim. Barbara öffnete ihm in jenem schwarzen Samtkleid, das sie auf dem Standesamt getragen hatte.

Sie hängte sich ihm an den Hals, nicht darauf achtend, daß die Wattekombi schmutzig war, durchgeweicht, triefnaß.

„Gut, daß du da bist."

Als er sich geduscht hatte, goß sie ihm das Teeglas zur Hälfte voll Kognak, und er trank auch diesen — Tee. Dann brachte sie das Abendessen auf den Tisch. Winfried aber kauerte in einer Sofaecke und schlief.

„Urlaub ..." Sie strich ihm das Haar aus der Stirn. „Was mußte ich auch dem Sturm spotten und dem Schnee."

Etliche Tage später erfuhr der Kommandeur der Nachrichteneinheit, daß der Gefreite Kleinert drei von vier Tagen seines Urlaubs auf vereisten Gittermasten herumgeklettert war, um die ärgsten Unwetterschäden beheben zu helfen. Er hörte es durch den Parteisekretär des Energie-Meisterbereichs, bekam es von Meister Retzlaff bestätigt und von — Barbara.

Er ließ Winfried rufen, und der war nicht wenig verdattert, als er vor dem Kommandeur stand, vor dem Politstellvertreter und dem Parteisekretär.

„Sie wissen, weshalb ich Sie zu mir befohlen habe?"

„Nein, Genosse Oberstleutnant." Winfrieds Stimme zitterte.

„Nun, Genosse Kleinert? Überlegen Sie mal." Der Kommandeur setzte eine ernste Miene auf. „Eine Delegation Ihres Betriebes . . ."

Aus dem Vorzimmer kamen der alte Genosse Fischer und Meister Retzlaff herein.

„Ich habe mich also nicht in dir getäuscht, als ich für dich bürgte", sagte der Parteisekretär und heftete Winfried die Aktivistenmedaille an.

Erst als ihm Meister Retzlaff einen Nelkenstrauß in die Hand drückte, fand Winfried die Sprache wieder.

„Die Blumen nimm wieder mit. Bring sie bitte Barbara. Sie gehören ihr."

Um ein Haar hätte sich der Meister verplappert, aber der Kommandeur trat im rechten Moment dazwischen.

„Genosse Gefreiter! Meinen herzlichsten Glückwunsch. Sie haben mitgeholfen, unsere Volkswirtschaft vor einem großen Schaden zu bewahren. Das riesige Kühlwerk, die Raffinerie, eine ganze Reihe von Genossenschaften blieben nur kurze Zeit ohne Strom, ohne Energie.

Also, auch ich belobige Sie. Es ist jetzt", er schaute auf die Uhr, „Sonnabend, acht Uhr dreißig. Sie treten Ihren Dienst wieder an — Montag zum Wecken. Und", der Kommandeur konnte nicht länger das Schmunzeln unterdrücken, „und damit Sie diesmal keine Stunde versäumen . . . Frau Kleinert!"

„Barbara!"

„Ist das, ist das denn wahr?" Die letzte Scheu wich von ihm. Er nahm seine Frau in die Arme und küßte sie, vor den Augen seiner Vorgesetzten.

„Hier ist noch was", machte sich Meister Retzlaff aufmerksam. Er steckte ihm einen Umschlag zu. „Eine Prämie vom Kühlwerk. Es mag wohl reichen für zwei Nächte im Hotel."

Der Kommandeur öffnete den Wandschrank.

„Durchbrechen wir ausnahmsweise die militärische Abstinenz, Genossen." Sechs Kognakschwenker fand er nur; er nahm ein Weinglas hinzu und reichte es Barbara. „Auf Ihr Wohl, Frau Kleinert."

Spätnachts zählte Barbara ihre Nelken ab nach einem alten Spruch; denn es waren ja sieben — er liebt mich nicht, er liebt mich!

„Eigentlich, Winfried, wollten wir schon am vergangenen Sonnabend kommen, aber . . ."

„Aber?"

„Ich stand schon im Mantel, da ließ mich die Stationsschwester rufen. Ilona plötzlich erkrankt . . . keine Säuglingsschwester . . ." Barbara lächelte. „Ein Glück, daß Meister Retzlaff seinen eigenen Wagen fährt . . ."

Als sie das Licht löschten, graute der neue Tag.



Illustrationen: Rudolf Grapentin



Flakstellung der syrischen Armee im Abwehrriegel südwestlich von Damaskus.

An der Frontlinie

Aus der Syrischen Arabischen Republik berichtet Zdzislaw Morawski

In Damaskus — einer verkehrsreichen und lärmerfüllten, sehr orientalisch wirkenden Stadt — verläuft das Leben, dem ersten Anschein nach, ganz normal. Läden und Ämter sind geöffnet, in den Straßen brodelt der Verkehr. Doch wenn man sich genauer umschaut, merkt man, daß die Israel-Aggression keineswegs Vergangenheit ist, daß sich das Land faktisch noch im Kriegszustand befindet.
Nachts ist die Stadt beispielsweise verdunkelt. Und die auf vielen Dächern und Plätzen errichteten Sandsack-Befestigungen, aus denen Maschinengewehrläufe zum Himmel aufragen, warnen vor der Gefahr überraschender Luftüberfälle. Hinzu kommt, daß Damaskus sogar noch im Feuerbereich der israelischen schweren Artillerie liegt.
Es gilt als ganz besondere Ausnahme, zur Waffenstillstandslinie fahren zu dürfen. Und ich freue mich, daß mir die syrischen Militärbehörden diese begehrte Sondererlaubnis erteilen.
Mein Begleiter ist Oberst Ali. Je weiter wir uns von Damaskus entfernen, desto deutlicher werden die Spuren des Krieges. Wir fahren an den Wracks verbrannter Kraftwagen vorbei, an Bombentrichtern und an großen schwarzen Flecken, die wie verstreute Schlacke aussehen.

Es ist aber keine Schlacke – es sind die Brandmale, die Napalmbomben der Aggressoren hinterließen.

Der Jeep bringt uns zu einer felsigen Lichtung, auf der sich – über einen beträchtlichen Raum verstreut – Dutzende von tiefen Trichtern sowie eine Unmenge von Aluminiumresten befinden. Einige der verbogenen Blechstücke lassen noch ihre ehemalige Zugehörigkeit zu Tragflächen und Leitwerken erahnen. Auch hier wieder schwarze Napalmspuren.

Unzweifelhaft ein abgestürztes Flugzeug. Jedoch so zerfetzt, als habe hier jemand nachgeholfen. Der Oberst bestätigt, daß es auch so gewesen ist. Nachdem nämlich die Israelis bemerkt hatten, daß ihre Maschine auf der syrischen Seite abgestürzt war, suchten sie nach ihr und beschossen das noch rauchende Wrack mit Raketen. Nachts kamen sie noch einmal mit mehreren Flugzeugen und belegten die Absturzstelle mit Napalmbomben.

Nach gründlicher Untersuchung solch doch recht seltsamer Bombardierungen abgeschossener Flugzeuge (es gab mehr als zehn dieser Fälle) stellte man fest, daß es den Aggressoren darum gegangen war, die Identifizierung der Piloten zu verhindern. Es hatte sich bei diesen nämlich nicht um israelische Staatsbürger gehandelt, sondern um in westlichen Ländern angeworbene Söldner!

Wir fahren weiter. Der Jeep klettert einen schmalen, gewundenen Weg zwischen Klippen und Steinbrocken empor, bleibt schließlich unterhalb eines riesigen Felsens stehen. Von hier aus gehen wir zu Fuß. Oberst Ali warnt mich davor, Lärm zu machen und rät mir, jede Deckung auszunutzen. Wir befinden uns im Schußbereich des Gegners.

Nach einer halben Stunde anstrengenden Marsches haben wir schweißbedeckt den Felsgipfel erklommen. Hier liegen die am weitesten vorgeschobenen Stellungen der syrischen Armee. Das Verteidigungssystem dieses Frontabschnittes, soweit ich Einblick nehmen kann, beeindruckt mich. Es scheint wohlorganisiert zu sein und ist waffentechnisch gut ausgestattet. Doch das Wichtigste: Die Soldaten und Offiziere, mit denen ich mich unterhalte, sehen keineswegs aus wie Angehörige einer geschlagenen Armee.

Durch das Fernglas besichtige ich einen Großteil der viele Kilometer langen Waffenstillstandslinie. Auf der anderen Seite lösen Höhen und kleine Täler einander ab. An einem Berghang, der höher liegt als die Stelle, an der wir uns befinden, sind Befestigungen und Feuernester zu erkennen. Dort ist ein israelischer Stützpunkt. Auf dem Nachbarhang, etwa einen Kilometer rechts davon, sind Selbstfahrlafetten der syrischen Armee in Stellung gegangen.

Die Frontlinie verläuft völlig unregelmäßig und zufällig. Sie windet sich, durchschneidet Wege und sogar einzelne Gehöfte, wo in der Scheune syrische Soldaten und im danebenstehenden Wohnhaus Israelis einander gegenüberliegen.

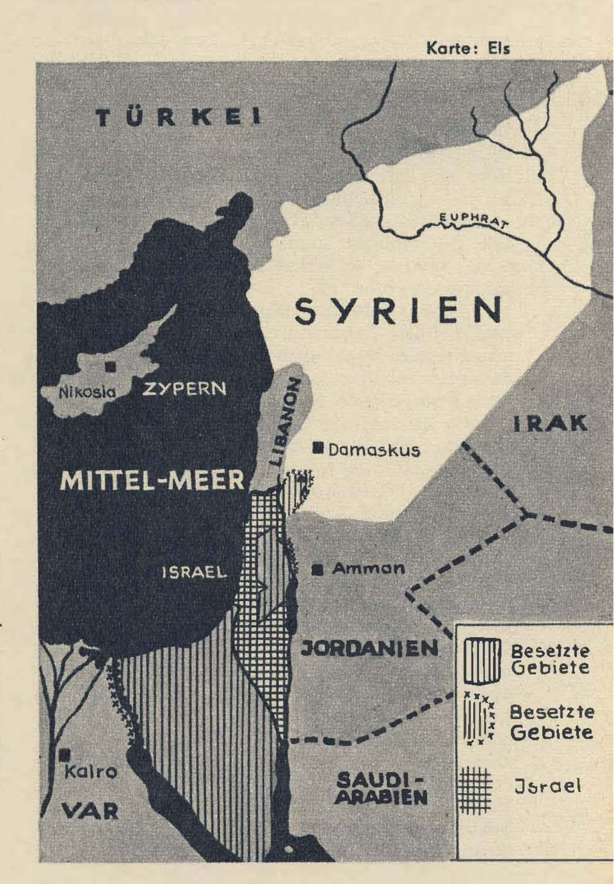
Oberst Ali ergänzt an Hand einer Landkarte, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Zahlreiche von Israel besetzte Siedlungen in Syrien sind mit der Außenwelt nur durch eine Bergstraße verbunden, die auf der syrischen Seite der Front verläuft. Diese Siedlungen sind gegenwärtig nur mit Hubschraubern erreichbar. An anderen Abschnitten befinden sich Felder und Gebäude auf syrischer und die Wasserquellen auf israelischer Seite oder auch umgekehrt.

Die okkupierten Gebiete als neues Territorium der Israelis anzuerkennen – wie jene es fordern – hieße, einen Freibrief für imperialistische Agresoren auszustellen, hebt der Oberst hervor.

Es ist also nur zu gut zu verstehen, wenn man in Syrien immer wieder betont, daß zwischen ihren Streitkräften und der israelischen Armee eine Frontlinie verläuft und keine Grenze, daß der Waffenstillstand nur das Blutvergießen beendet hat – wenn man von den regelmäßigen israelischen Feuerüberfällen und sonstigen Provokationen absieht –, den Konflikt jedoch nicht beilegte.

Und so konserviert das Beharren der Aggressoren auf den von ihnen besetzten Gebieten einen permanenten, gefährlichen Kriegsherd im Nahen Osten.

Karte: Els



Divisionskommandeur Gaj

Von Leonti Rakowski

Beim Divisionskommandeur der 24. hatte alles seine besondere Art. Seine Division wurde wegen ihres Mutes und ihrer Standhaftigkeit „Eiserne Division" genannt. Der Kommandeur selbst paßte ganz und gar zu seinen legendären Regimentern, denn er war überaus tapfer, findig und rasch in seinen Entschlüssen. Auch sein Name war kurz und munter: Gaj. Sein richtiger Familienname war weniger wohlklingend: Bshischkjan! Alle Russen hatten dabei große Ausspracheschwierigkeiten: Statt Bshischkjan sagten sie meistens „Besheschkjan", und das war wieder in seiner armenischen Muttersprache ein ulkiges Wort — es bedeutete soviel wie „Grauer Esel". Da kam einer auf die Idee, ihn beim Vornamen zu nennen. Der klang auch dem russischen Ohr schon vertrauter: Gaj. Und diesen kurzen, knappen Namen behielt er.

Alle Divisionskommandeure hatten ihre besondere Art zu reiten, aber der Kommandeur der 24. bevorzugte das Automobil. Er besaß einen nicht eben großen, rot angestrichenen Wagen. Die Rotarmisten nannten das Vehikel „Samowar", weil in seinem Kühler stets das Wasser kochte und dampfte . . .

Der junge, tollkühne Fahrer Schurka, ein Moskauer, hätte lieber die Weißen mit dem Karabiner bekämpft als auch nur eine Stunde herumzufahren mit dem launischen Vehikel samt seinem kapriziösen Kühler, dem nie so recht zu trauen war. Außer Gaj und dem Fahrer saßen in dem „Samowar" zwei Burschen an einem leichten MG: Es waren Titajew aus Simbirsk und der Witebsker Jakimtschuk. Sie beide stammten aus armen Bauernfamilien, beide waren so hünenhaft gebaut, daß sie in dem „Samowar" kaum Platz fanden, und beide waren die reinsten Schwerathleten. Gaj scherzte manchmal und sagte, wenn sein Vehikel mitunter im Herbst oder Vorfrühling in den aufgeweichten Straßen mal steckenbliebe, dann wäre es für seine beiden MG-Schützen ein Leichtes, ohne Hilfe eines Dritten den „Samowar" aus dem Dreck zu heben.

Sie waren beide ausgezeichnete Scharfschützen. Nur in einem unterschied sich der Belorusse Jakimtschuk von dem Wolgaburschen Titajew: Er war völlig taub, er konnte nicht einmal die Schüsse vernehmen. Wenn in der Nähe eine Granate explodierte und ihn mit Erdbatzen überschüttete, dann sah sich Jakimtschuk nur erstaunt um und fragte seine Kameraden: „Jungs, wer schießt denn da?!" Bevor er zu Gaj kam, war seine Kompanie eines nebligen Herbstmorgens an ein Rangiergleis der Eisenbahn gekommen, auf der eine Lokomotive und einige heizbare Güterwagen standen. Jakimtschuk stürmte vornweg. Er vernahm nicht die warnenden Rufe seiner Kameraden, die plötzlich an einigen untrüglichen Merkmalen erkannt hatten, daß es sich um eine fahrbare Werkstatt der Weißen handelte. Also hieb Jakimtschuk mit dem Gewehrkolben gegen die Tür eines Waggons und schrie munter:

„Genossen, gebt mir doch mal Feuer!"

Die Weißen erkannten die Gefahr, und schon ruckte die Lokomotive, in eine dichte Dampfwolke gehüllt, an. Aus dem Waggon kam ein wahrer Kugelhagel, aber Jakimtschuk blieb wie durch ein Wunder unverletzt.

„Was ist denn der so holterdiepolter abgedampft?" fragte der taube Rotarmist seine Kameraden immer wieder verdutzt. Die konnten sich vor Lachen kaum halten und schrieben ihm auf Papier:

„Na, haben die Weißen dir kein Feuer gegeben?!"

Als der Divisionskommandeur Gaj von diesem Vorfall erfuhr, holte er den tauben Hünen zu sich und sagte:

„Wenn man einen Tauben in 'ner Schützeneinheit beläßt, decken die Weißen den Burschen noch mal ordentlich zu!" So also war Jakimtschuk beim Stab, im „Samowar" gelandet.

An dem Tag, von dem hier berichtet werden soll, hatte sich der linke Flügel der 24. Division erfolgreich mit den Weißen geschlagen. Diese waren in Richtung des Dorfes Iwanowka zurückgewichen. Divisionskommandeur Gaj war am linken Flügel mit dabeigewesen.

Wie stets nach dem Gefecht, sammelte Titajew einige Schulterstücke und Weißgardistenmützen mit Offizierskokarden auf, diesmal waren sogar ein Paar Schulterklappen eines Obersten, offenbar des Chefs eines Stoßbataillons, darunter. Titajew übergab die Beutestücke dem Fahrer Schurka, damit dieser sie unterm Wagensitz verstaue, denn sie konnten womöglich noch gebraucht werden.

Nach dem Abzug der Truppen General Kap-

pels[1] fuhr der Divisionskommandeur zur rechten Flanke der Division, um nachzusehen, ob dort alles in Ordnung sei. Dort stand das 2. Simbirsker Regiment, und die Weißen verhielten sich ziemlich ruhig. Nach einiger Zeit fuhr Gaj wieder los, zurück zum Dorf Iwanowka. Als sie sich dem Dorf näherten, fiel Gaj und seinen tollkühnen Burschen auf, daß Iwanowka wie ausgestorben schien. Sonst waren hier immer Harmonikaklänge und Lieder zu hören gewesen, aber jetzt fehlte vom 1. Simbirsker Regiment jede Spur. Die Soldaten, die wachfrei hatten, waren sonst den Einwohnern von Iwanowka bei den Feldarbeiten und in den Gärten behilflich gewesen, jetzt aber lag eine rätselhafte, beunruhigende Stille über dem Dorf. Das war verdächtig.

„Vielleicht sind unsere Leute abgezogen, während wir uns an der rechten Flanke aufhielten?" gab der Fahrer zu bedenken.

Der Divisionskommandeur ließ anhalten.

„Gib mal die Offiziersmützen und die Schulterklappen her!" befahl er hastig. „Wenn in Iwanowka noch unsere Einheiten stehen, dann erkennen sie unseren ‚Samowar' sowieso, und wenn hier Weiße sind, lassen wir uns eben als Weiße ansehen." ▶

[1] Weißgardistischer General



Illustration: Gerhard Rappus

Alle vier setzten nun die weithin sichtbaren Mützen der Weißen auf und legten deren Schulterstücke an. Titajew verpaßte dem Chef die Schulterstücke des Obersten. Man hätte Gaj auch wirklich für einen jungen Emporkömmling halten können, der es bis zum Obersten gebracht hatte. Seine regelmäßigen Züge und die großen grauen Augen standen in deutlichem Kontrast zu den stupsnäsigen Bauerngesichtern seiner Begleiter. Gaj als Lehrerssohn hatte das Gymnasium besucht und war 1916 für Tapferkeit vor dem Feind aus niederem Rang zum Offizier befördert worden. Deshalb hielt er sich auch stets straff und gerade, wie sich das für einen Offizier des alten Regimes gehörte.

„Fahr zu, Schura!" befahl Gaj kurz entschlossen. „Wir fahren durchs ganze Dorf, bis an den anderen Ortsausgang und sehen uns dabei mal an, was hier los ist."

Auf den Dorfstraßen war kein einziger Soldat zu sehen – weder Weiße noch Rote schien es hier zu geben. Nur aus den Fenstern des großen Wirtshauses am Dorfplatz drang trunkenes Stimmengewirr. Die Einwohner, denen sie begegneten, sahen sich erstaunt um nach dem ihnen allen gut bekannten „Samowar" des Divisionskommandeurs. Gaj wollte gerade für einen Moment halten lassen und jemand nach dem Stand der Dinge fragen, doch da besann er sich anders: Eigentlich war alles klar. Das Simbirsker Regiment hatte Iwanowka geräumt. Schon erreichten sie die letzten Häuser am Ortsrand, und da erkannten alle Insassen des „Samowars": Am Dorfausgang hielten Kappels Posten Wache! Es waren zwei Offiziersschüler der Garde mit Gewehren. Ein Irrtum war ausgeschlossen, denn jeder der beiden Posten trug eine weiße Armbinde.

„Ruhig Blut, meine Tapferen", sagte Gaj rasch und entschlossen. „Ich werde die Weißen mal an der Nase herumführen."

Die jungen zukünftigen Gardeoffiziere hatten die Gewehre schon gefällt, um den Wageninsassen in den Weg zu treten. Der eine von ihnen, es war wohl der Verantwortliche, schrie: „Halt! Wer da? Passierschein!"

Gaj erhob sich im offenen Wagen und rief laut mit forscher Stimme:

„Meine Herren, wir sind eigene Leute. Bin Oberst der Artilleriedivision. Aus welchem Bataillon sind Sie?"

Die Offiziere standen Gewehr bei Fuß, der Verantwortliche grüßte militärisch und meldete ehrerbietig: „Samaraer Stoßtruppen, Euer Hochwohlgeboren!"

„Ah, von Hauptmann Nasarow?" sagte Gaj freudig überrascht. (Schließlich kannte er die Namen aller ihm gegenüberstehenden feindlichen Kommandeure von seinen Kundschaftern.)

„Ganz recht, Euer Hochwohlgeboren, vom Hauptmann Nasarow!" bestätigte der andere sichtlich erleichtert. Der zweite Posten indes starrte noch mißtrauisch das rote Fähnchen auf der Kühlerhaube des „Samowars" an. Innerlich fluchend, bemerkte Gaj diesen Blick, aber er faßte sich rasch und sagte mit einer Handbewegung auf das Fähnchen:

„Meine Herren, beachten Sie diesen Lappen nicht weiter, wir haben ihn absichtlich da angebracht, um die roten Dummköpfe irrezuführen. Wohin sind die Rotgesichter denn davongelaufen?"

Der Rangälteste wies ihm die Richtung.

„Schon lange?"

„Keineswegs, Euer Hochwohlgeboren. Kaum eine Stunde sind sie fort. Unsere Spähtrupps von der Vorausabteilung mit Oberleutnant Tschernosub an der Spitze, der uns hierhergestellt hat, sind erst eine halbe Stunde hier. Er selbst wurde noch im Wirtshaus aufgehalten. Befehlen Euer Hochwohlgeboren, Oberleutnant Tschernosub heranzurufen?"

„Nicht nötig, meine Herren!" versetzte Gaj in ruhigem Tone. „Auf General Kappels Befehl habe ich den Zustand der Verbindungswege zu überprüfen zwecks Weiterführung der Geschützbatterien. Am besten setzen Sie sich zu uns in den Wagen", sagte er zu dem Verantwortlichen und wandte sich dann an den zweiten Offiziersschüler: „Und Sie bleiben auf Posten. Wir sind bald zurück, ich denke eine knappe Viertelstunde brauchen wir ..."

„Zu Befehl!" sagte der erste stramm und stieg in den Wagen, wo er zwischen Gajs beiden Begleitern Platz nahm und von deren athletischen Schultern sofort eingekeilt wurde. Der zweite Posten trat beiseite, und der „Samowar" raste aus Iwanowka davon.

„Vorsicht, Euer Hochwohlgeboren!" warnte der Offiziersschüler. „Die Aufklärer der Roten haben wir kaum drei Kilometer von hier gesichtet."

Nach kaum zwei Kilometern erspähten sie denn auch den Vortrupp der Rotarmisten, der ebenfalls an der Brücke über ein Flüßchen Beobachtungsposten ausgestellt hatte. „Da sind sie, bei der Brücke. Sehen Sie nur, Euer Hochwohlgeboren!" rief der Offiziersschüler erregt mit ausgestrecktem Arm. Aber der „Artillerieoberst" dachte nicht daran, sich aufzuregen, und der Wagen rollte zielstrebig weiter. Und die Roten schossen nicht, sobald sie des „Samowars" ansichtig wurden, sondern rannten dem Vehikel entgegen und riefen freudig: „Genosse Gaj, Genosse Gaj!"

Der Offiziersschüler wollte aufspringen, doch die starken Arme Titajews und Jakimtschuks nahmen ihn von beiden Seiten in die Klemme.

„Na, Wohlgeboren, da bist du ganz schön reingefallen, wie?" stichelte Titajew lachend. „Bloß schade, daß wir den anderen nicht mitgenommen haben!" schrie Jakimtschuk dröhnend. „Sechse hätte unser ‚Samowarchen' doch nicht ausgehalten", grinste der Fahrer Schura. Verdattert starrte der leichenblaß gewordene zukünftige Gardeoffizier Gaj an, der sich lachend die Oberstenschulterstücke abriß.

„Na also, meine Recken, alles in bester Ordnung!" sagte der Kommandeur der 24. Division mit zufriedenem Schmunzeln.

Übersetzt von Sigrid Fischer

NVA DIENST-LAUF-BAHNEN



Panzertruppen

Die Panzereinheiten der NVA bilden aufgrund ihrer Ausrüstung mit modernsten Panzern sowjetischer Typen die Hauptstoßkraft der Landstreitkräfte. Sie können sowohl selbständig Aufgaben lösen als auch im engen Zusammenwirken mit den mot.-Schützen-Einheiten und anderen Waffengattungen handeln. Ihre taktisch-technischen Eigenschaften ermöglichen den Einsatz im Angriff wie in der Verteidigung. Besonders geeignet sind die Panzertruppenteile für den Angriff aus der Bewegung, zur Verfolgung des Gegners, zur Führung von Begegnungsgefechten, zum Einsatz als Vorausabteilung und zur Vernichtung von Luftlandetruppen des Gegners. Hauptmerkmale der Panzertruppen sind ihre hohe Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit, enorme Stoß- und Feuerkraft, außerordentlich große Widerstandsfähigkeit gegen Kernwaffenschläge sowie die Fähigkeit, Wasserhindernisse schnell zu überwinden. Die Hauptwaffe sind die mittleren Panzer, die im Gelände mit hohen Geschwindigkeiten fahren können. Zur Bewaffnung der Panzertruppen gehören außerdem leichte Panzer, Spezialpanzer, Selbstfahrlafetten sowie im Rahmen der Verbände auch Raketen- und Geschützartillerie und Truppenluftabwehrmittel.

OFFIZIERE, Panzerzugführer

Anforderungen

Die Offiziersbewerber müssen der Arbeiter-und-Bauern-Macht treu ergeben und bereit sein, als Berufssoldat in der NVA zu dienen. Schulische und berufliche Voraussetzungen: Abitur oder 10. Klasse mit abgeschlossener Berufsausbildung. Tauglichkeitsstufe I, Höchstalter 23 Jahre. Die Bewerber sollen an der vormilitärischen Ausbildung der GST teilgenommen haben und die Fahrerlaubnis Klasse V sowie das Schwimmabzeichen besitzen.

Ausbildungsweg

Die Ausbildung in der Fachrichtung Panzer erfolgt in einem 3jährigen Direktstudium an der Offiziersschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" in Löbau. Sie umfaßt u. a. folgende Fächer: Dialektischer und historischer Materialismus, Politische Ökonomie, Geschichte der Arbeiterbewegung und Militärgeschichte, Politische Führung und Erziehung, Mathematik, Physik Chemie, Russisch, Pädagogik/Psychologie, Taktik, Schießausbildung mit Panzer- und Schützenwaffen, Panzer- und SPW-Fahrausbildung, Militärtopographie, Schutz- und Nachrichtenausbildung, Elektrotechnik, Panzerkunde, Nutzen, Instandsetzen und Bergen gepanzerter Fahrzeuge sowie Militärische Körperertüchtigung.
Nach der militärischen Grundausbildung erwerben die Offiziersschüler die Kenntnisse und Fähigkeiten als Ladeschütze, Richtschütze, Fahrer und Kommandant sowie später als Zugführer. Ferner werden ihnen Kenntnisse über die Arbeit eines Kompaniechefs vermittelt. Außerdem werden sie mit den Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten aller Waffengattungen der Landstreitkräfte sowie der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung vertraut gemacht. Nach erfolgreichem Abschluß werden die Absolventen zum Unterleutnant ernannt und erhalten den zivilberuflichen Qualifikationsnachweis als Oberstufenlehrer für polytechnischen Unterricht.

Einsatz in der Truppe

Die Absolventen werden als Zugführer eines Panzerzuges in mot.-Schützen- oder Panzertruppenteilen oder als Zugführer eines Aufklärungszuges eingesetzt. Mit der Übernahme ihrer Funktion sind sie voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten sowie für die ständige Einsatzbereitschaft der Panzertechnik, Bewaffnung und Ausrüstung ihres Zuges.

Perspektiven

Nach entsprechender Truppenpraxis als Zugführer ist die Entwicklung zum Kompaniechef einer Panzerkompanie und zu anderen gleichgestellten Funktionen möglich sowie bei Neigung und Fähigkeit zum Politoffizier. Nach Besuch einer Militärakademie besteht die Möglichkeit, auch höhere Kommandeurs- und Stabsfunktionen zu übernehmen.

UNTEROFFIZIERE, Panzerkommandanten

Anforderungen

Die Bewerber müssen bereit sein, ihrem sozialistischen Vaterland mindestens drei Jahre freiwillig als Soldat auf Zeit treu zu dienen. Schulische und berufliche Voraussetzungen: 10. Klasse, möglichst abgeschlossene Ausbildung in einem technischen bzw. metallverarbeitenden Beruf. Tauglichkeitsstufe I oder II (mit Einschränkungen). Die Bewerber sollen möglichst eine Fahrerlaubnis besitzen, schwimmen können und an der vormilitärischen Ausbildung der GST teilgenommen haben.

Ausbildungsweg

Die Bewerber werden zum Unteroffiziersschüler ernannt und besuchen einen 6monatigen Lehrgang in einem Unteroffiziers-Ausbildungs-Truppenteil. Nach der militärischen Grundausbildung erwerben sie zunächst die Kenntnisse und Fähigkeiten als Ladeschütze, Richtschütze und Fahrer und danach als Panzerkommandant.
Das geschieht u. a. in den Fächern: Politische Schulung, Gefechtsdienst und Taktik, Panzerschießen, -technik und -fahrausbildung, Nachrichten-, Schutz-, Exerzier-, Pionier- und Sanitätsausbildung, Militärische Körperertüchtigung, Dienstvorschriften, Militärtopographie und Pädagogisch-methodische Ausbildung.
Nach erfolgreichem Abschluß werden die Absolventen zum Unteroffizier ernannt und in Panzereinheiten versetzt.

Einsatz in der Truppe

Die Unteroffiziere werden als Panzerkommandanten in mot.-Schützen- oder Panzer-Truppenteilen eingesetzt. Sie sind damit voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten sowie für die ständige Einsatzbereitschaft und Wartung ihres Panzers.

Perspektiven

Bewährte und geeignete Panzerkommandanten können, sofern sie sich als Berufssoldaten verpflichten und einen entsprechenden Lehrgang besuchen, später Kommandant eines Führungspanzers, Hauptfeldwebel oder Ausbilder von Unteroffiziersschülern werden. Auch als Gruppenführer einer Wartungs- und Instandsetzungsgruppe, Schießplatzwart, Fahrschulgeländewart, Waffen-Optik-Meister sowie im administrativen Dienst ist ihr Einsatz möglich.
Bei ehrenvollem Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst können die entlassenen Soldaten auf Zeit die Rechte der Förderungsverordnung in Anspruch nehmen.



Genossen,



Gleich – die Ideen,
gleich – die Waffen,
gleich – unsere guten Gründe,
die Heimat zu schützen.

Damals, vor 20 Jahren

Unlängst saßen wir zusammen, wir. das waren ein paar junge Soldaten und einige sowjetische Offiziere aus der Stalingrader Armee. Sie waren zu Besuch bei uns. Es wurde über dieses und jenes gesprochen, über Fragen. die das Soldatenherz bewegen.

Sie werden sagen: „Daran ist nichts Außergewöhnliches." Ganz recht! Zusammenkünfte dieser Art zwischen Waffenbrüdern sind heutzutage wahrlich keine Seltenheit, sie gehören zum Leben unserer beiden Armeen und sind nicht mehr wegzudenken.

Außergewöhnlich war vielleicht, daß einer der sowjetischen Offiziere schon einmal nach 1945 in Deutschland gewesen war und mit uns damals gemeinsam — wenn auch nur für kurze Zeit — unsere Grenze gesichert hatte.

Wen würde es wundern, daß bei dieser Begegnung nun auch über die Zeit gesprochen wurde, die ja gewissermaßen heute schon ein Stück Geschichte geworden ist.

Damals, vor zwanzig Jahren, saßen wir auch zusammen, wir, die dienstfreien Genossen von der Grenzwache und die sowjetischen Genossen, mit denen wir den Abschnitt sicherten. Wenn auch nicht in einem so gemütlich eingerichteten Klubraum. Aber immerhin, wir saßen zusammen und waren recht froh darüber, daß wir einander hatten.

Nur einer fehlte damals. Es war Franz Krüger. Er lag im Krankenhaus. Und daß er nur im Krankenhaus lag und nicht auf dem Friedhof, das verdankte er . . .

Aber am besten, ich erzähle Ihnen, wie es sich zugetragen hatte:

Die Genossen Krüger und Pötschke hatten Beobachtungs-

treu und klug

posten im Beendorfer Wald. Sie saßen erst kurze Zeit in ihrer getarnten Stellung. als sie auf ein rasch anschwellendes Motorengeräusch aufmerksam wurden.

Es bestand kein Zweifel, auf der vor ihnen liegenden Waldstraße näherte sich in schnellem Tempo ein Lastkraftwagen der Grenze. Zum Überlegen blieb wenig Zeit. Der Postenführer sprang auf: „Los, Alfred! Komm zur Straße!" Sie rannten los. Als sich der LKW bis auf zweihundert Meter genähert hatte, sprang Krüger mit schußbereiter Waffe auf die Straße und gebot zu stoppen.

Pötschke war ihm gefolgt. blieb jedoch etwa zwanzig Meter von ihm entfernt hinter einem Baum stehen und übernahm die Sicherung. Der Wagen verminderte seine Geschwindigkeit und hielt schließlich wenige Schritte vor dem Gefreiten an. Im Fahrerhaus saßen zwei Männer. Auf der Ladefläche türmten sich Kisten und Säcke.

„Aussteigen!" ordnete Krüger an.

Behäbig schob sich der Fahrer aus dem Wagen und wollte auf den Grenzer zugehen.

„Halt! Stehenbleiben und die Hände hoch!"

„Na, nu mal sachte. Herr Oberwachtmeester, ick hab ja ordentliche Papiere für den Interzonenverkehr — hab mir bloß verfahren."

Dabei zog er ein Dokument hervor und streckte es Krüger entgegen. ohne auf dessen Aufforderung zu reagieren.

Der Postenführer zögerte einen Moment, dann griff er nach dem, was ihm der Kerl mit der Lederjacke entgegenhielt.

Er öffnete den Ausweis und vertiefte sich für eine Sekunde darin. Diese Situation ausnutzend. schlug ihn der Bandit mit der Kante der flachen Hand gegen den Hals. Der Grenzer sackte zusammen. Blitzschnell riß ihm der andere den Karabiner aus der Hand und trat ihm mit den Füßen ins Gesicht.

Pötschke. der bis dahin unbemerkt geblieben war, krümmte den Finger am Abzug. Der Schuß brach, und der Bandit faßte sich an die getroffene linke Schulter, taumelte — und stürzte zu Boden.

Der junge Soldat wollte gerade auf die Straße springen, als ihm ein Kugelhagel entgegenschlug. Aus mehreren Waffen wurde auf ihn geschossen. Das gezielte Feuer kam von der Ladefläche des LKW und aus dem gegenüberliegenden Straßengraben. Es war ein ungleicher Kampf. Unaufhörlich schlugen die Geschosse von mindestens fünf Banditen neben ihm ein, zerfetzten die Baumrinde und pfiffen als Querschläger durch die Luft. Der Grenzpolizist kämpfte um sein Leben und um das seines Genossen. Zuerst zitterte seine Hand, wenn er, den Schutz des Baumes nutzend. einen Gangster ins Visier nahm. Dann wurde er ruhiger. Unbändiger Haß und Zorn gaben ihm Kraft und Ausdauer.

Das Gefecht tobte schon einige Minuten. Doch da, als er erneut nach der Munitionstasche am Koppel griff, durchfuhr ihn ein Schreck. Es war einer der letzten Ladestreifen. den er herausholte. Ohne Munition war er denen ausgeliefert. Er begann zu sparen und zielte länger als bisher und wußte doch, daß dieses ungleiche Gefecht bald beendet sein würde.

Plötzlich — zwei Feuerstöße aus einer Maschinenpistole. Kurz darauf erneut eine Garbe. Er sah und hörte, wie mit lautem Geprassel die Geschosse in den LKW einschlugen. Klirrend splitterten die Lampen. Dann trat Totenstille ein. Pötschke sah, wie drei Mann aus dem Straßengraben auftauchten, die Hände erhoben. Auch vom Wagen war einer gesprungen, die Hände über dem Kopf. Pötschke starrte die Gestellten an, sah dann hinter sich. Zwei sowjetische Soldaten, die MPi schußbereit, lachten ihn freundschaftlich an, gingen auf die Banditen zu, entwaffneten sie. Pötschke, vor Freude fast die Gefahr vergessend, wäre am liebsten hochgesprungen und hätte die beiden sowjetischen Soldaten umarmt. Aber er bezwang sich, ging zu ihnen, stellte sich neben sie, seine Waffe, wie sie in Anschlag. So trieben sie die Verbrecher zusammen, zwei von ihnen mußten den verwundeten Genossen Krüger tragen, brachten sie zurück und hinter Gitter. Und was Pötschke sich verkneifen mußte, das holte er dann nach: die Umarmung seiner Lebensretter, auf russische Art, versteht sich!

Edmund Aue

Das Referat fiel aus

Es war kurz nach der Weihnachtszeit. Der Winter hatte früh angefangen und war mit unerwarteter Kälte und großen Schneemassen über das Land hergefallen.

Für die Soldaten der Kompanie Haufe war es nicht leicht, sich in diesen Tagen in der Gefechtsausbildung zu bewähren. Schießausbildung, Taktik, Sport und Schutzausbildung, so ging es Tag für Tag. vom Morgen bis zum Abend und manche Nacht, und das bei dem Wetter!

Als Höhepunkt der fünf Ausbildungstage stand noch ein Fußmarsch über fünfund-

zwanzig Kilometer bevor. Handzettel über die Bedeutung des Marsches und daß die Kompanieleitung höchsten Einsatz von jedem Soldaten erwarte, waren von Zelt zu Zelt, von Mann zu Mann gereicht worden.

So sprach man überall nur noch von der bevorstehenden schweren Aufgabe.

Für diesen Abend hatte die FDJ-Leitung zu einer öffentlichen Beratung in das große Zelt geladen. Das Zelt füllte sich mit Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren. Der im Schnee auf und ab stampfende Posten sah sehnsüchtig durch das milchige Plexiglasfenster in der Zeltwand. Nur die Hälfte der Wärme aus dem Zelt brauchte ich — und ich käme mir wie im Hochsommer vor, dachte der Posten. Auch Hauptmann Haufe, der selten bei einer Maßnahme der FDJ fehlte, hatte auf dem Rand eines Strohsackes Platz genommen. Er hatte einen Gast mitgebracht.

„Unser Bürgermeister Schmidt aus der Gemeinde Kiendorf, gleich hinter dem Kiefernwald", hatte Hauptmann Haufe den knapp Sechzigjährigen vorgestellt.

„Nun Jungs, hier könnt ihr euch wenigstens einmal richtig aufwärmen", sagte der Bürgermeister und nickte den Soldaten zu, die hereinkamen, sich fröstelnd die Hände rieben und sich in der Zeltecke niedersetzten.

„Ob dieses Hundewetter noch lange anhält?"

„Es geht auf den Vollmond zu", erklärte einer mit Kennermiene, „da halten sich die Kühlschranktemperaturen noch einige Zeit."

Wo man hinhörte, wurde vom Wetter gesprochen, und der bevorstehende Marsch lag wie ein Alptraum über dem Zelt.

„Bei dieser Kälte würde ich keinen Hund vor die Tür jagen, nicht einmal einen, der mich gebissen hat", sagte ein Soldat. „Und wir sollen marschieren."

„Du bist ja man auch kein Hund, nicht?" mischte sich da der Bürgermeister ein. „Du kannst ja wohl denken, nicht?"

„Aber ich hab ein viel dünneres Fell als solch ein Hund zum Beispiel!" sagte der Soldat grinsend. „Und denken schützt vor Frösten nicht."

„Vielleicht doch", sagte der Alte, und die Lacher verstummten. „Laßt euch mal ein kleines Erlebnis erzählen!" Er sah fragend zum Zelteingang, wo sich die FDJ-Leitung gerade hingesetzt hatte.

„Erzähle, Genosse!" sagte ein Leitungsmitglied. „Unser Sekretär ist sowieso noch nicht da, er wollte schnell noch einige kleine Ergänzungen in das Referat einfügen. Erzähle nur!"

Der Bürgermeister warf seinen Zigarettenstummel bedächtig in den Aschekasten des Kanonenofens, richtete sich etwas auf und begann zu erzählen:

„Als ich so alt war, wie ihr heute, war ich in Spanien. Nicht zur Erholung, versteht sich, wenn ihr wißt, wo ich herkomme. Ich war, was ich bin: Kommunist, und ich hab gekämpft, damals in den Interbrigaden. Sommer war's, im Gegensatz zu jetzt. Aber ein heißer Sommer war's bei Navacerrado. Unsere große Offensive am Jarama-Fluß stand für den nächsten Morgen bevor.

Unser Zug erhielt den Auftrag, in der Nacht über den Gebirgspaß zu marschieren und eine strategisch wichtige Brücke in einem Nebental zu sprengen.

Schweißgebadet erreichten wir kurz vor Mitternacht im Eilmarsch den Gebirgskamm. Etwa zwanzig Kilometer hatten wir zurückgelegt, und eben so viele lagen noch vor uns. Jeder Genosse unseres Zuges schleppte mindestens 10 Kilogramm Dynamit neben seiner MPi oder einem lMG mit Plattenteller, ganz abgesehen davon, daß die Taschen mit Handgranaten gefüllt waren.

Wir hatten nur die Khakihemden der Interbrigadisten auf dem Leib. Trotzdem schwitzten wir bei dem schnellen Fußmarsch in der warmen spanischen Nacht, daß die Hemden naß waren, als wären wir eben aus einem Fluß gekommen."

Bürgermeister Schmidt sah die Soldaten an und sagte lachend: „Einen Rucksack voll von der Hitze gönnte ich euch jetzt. für euren Marsch. Aber wir hatten damals diese Hitze auch nicht zu lange.

Plötzlich verhüllten sich die Sterne über uns. Dicke Wolken zogen von den Alpen her über den Gebirgskamm entlang. Eisiger Wind schnitt uns plötzlich ins Gesicht, und — ob ihr's glaubt oder nicht — dicke Schneeflocken türmten in wenigen Minuten kniehohe Schneeberge vor uns auf.

Die Paßstraße verschmolz mit den Hängen zu einer weiten weißen Decke, über die der Sturm tobte.

Die Erfüllung unseres Auftrages war gefährdet, denn in weniger als fünf Stunden hatten wir noch zwanzig Kilometer, nun durch Schnee und Sturm, zurückzulegen. Und das mit unserem schweren Gepäck.

Die Genossen des Zuges traten zusammen, zitternd und frierend drängten wir uns in einem engen Kreis. Der Körper des Genossen gab ein wenig Schutz vor der Kälte. Der Zugführer wiederholte den Befehl. Auf jeden kam es an. Jeder mußte trotz dieser Schwierigkeiten bis zur Erfüllung des Auftrages durchhalten. Nach kurzer Beratung kämpften wir uns also in den Schneemassen voran. Mehr gleitend als marschierend, verbrauchten wir die doppelte Kraft. Und dann, so plötzlich wie das Unwetter gekommen war, verschwand es auch wieder. Die warme Luft vom Süden setzte sich wieder durch

---

Die beiden Erzählungen entnahmen wir der in diesem Jahr im Deutschen Militärverlag erscheinenden Anthologie „Grüne Leuchtkugeln". Die Graphiken von Kurt Zimmermann erschienen im Ratgeber für den Soldaten „Vom Sinn des Soldatseins", der jedem Soldaten zu Beginn seines Wehrdienstes überreicht wird.

gegen den Kälteeinbruch. In kurzer Zeit war aus dem Schnee eine pappige, schmierige, glitschige Masse geworden. Das Marschieren wurde uns immer noch mühevoller. Mit letzten Kräften stiegen und rutschten wir unserem Ziel entgegen. Alle gaben ihr Letztes. Kein Genosse versagte. Als unsere Flugzeuge langsam aber wuchtig über die Berge glitten und die feindlichen Stellungen ins Visier nahmen, flog die Verbindungsbrücke im Nebental in die Luft. Das Wetter hatte uns nicht besiegen können."

Gespannt hatten die Jugendfreunde dem alten Genossen zugehört. Nur wenige am Zelteingang hatten bemerkt, wie sich der FDJ-Sekretär leise hereingeschoben hatte.

So kam nun seine Stimme überraschend:

„Ich danke unserem Gast, Genossen Schmidt, für seinen vorausgestellten, interessanten Diskussionsbeitrag."

Er machte eine kleine Pause, sortierte noch einmal die Blätter seines Referates und sagte dann programmgemäß:

„Ich eröffne unsere heutige FDJ-Versammlung und gebe das Thema bekannt: Die Aufgaben der FDJ-Organisation bei der Vorbereitung und Durchführung des Marsches unter den schwierigen Wetterbedingungen. – Ich verlese das Referat der FDJ-Leitung."

Doch ehe er anfangen konnte mit dem Referat, fiel ihm ein Unteroffizier ins Wort:

„Ich schlage vor, gleich zur Diskussion überzugehen." Der FDJ-Sekretär ließ überrascht und verständnislos seine Zettel sinken.

„Eine bessere Diskussionsgrundlage, als die vom Genossen Schmidt erzählte Lehre, kann es doch gar nicht geben", erklärte der Unteroffizier seinen Antrag.

Beifallsrufe kamen aus allen Reihen. Und schon nach wenigen Minuten war eine Aussprache im Gange, wie sie wohl interessanter und aufgeschlossener in dieser FDJ-Organisation noch niemals gewesen war.

Otto Wunderwelt



Das ist die wichtigste Quelle
für des Soldaten Mut:
daß er weiß, der Nebenmann tut,
was er täte an seiner Stelle.



Keine Kundendiensttafel, kein Firmenschild weist den Weg zu dieser Werkstätte, nirgendwo ist eine Halle zu sehen. Blenden aus Netzen und Zweigen bilden die Wände der einzelnen Abteilungen, Tarnnetze und Zeltbahnen die Schutzdächer. Zwischen Kuscheln und Gesträusch stehen Werkstattwagen, auf Schneisen und Spurbahnen fahren Kranwagen, Bergefahrzeuge mit Schleppachsen. Von der Feldschmiede her klingt Hammerschlag, eine Kreissäge kreischt in der Nähe, Männer in schwarzen Kombis schaffen hier und dort. Das ist das Leben im Feld-Service, in wenigen Worten ausgedrückt.

Und doch wird in diesem Milieu nicht weniger getan als in jeder großaufgezogenen Kfz.-Instandsetzungswerkstatt. Im Gegenteil: Unmögliches erledigen die Fachmänner in Uniform sofort, Wunder dauern etwas länger. Kraftfahrzeuge, Panzer und SPW, Geschütze

und Artilleriegerät sowie optische Geräte werden in drei Fachwerkstätten tagein und tagaus repariert, durchgesehen, geprüft und überholt. Und keines darf zu lange hier verweilen, denn die Truppe wartet darauf.

Für die Spezialisten aller Berufe – die Kfz.- und Panzerschlosser, Elektriker, Zerspaner, Schmiede, Schweißer, Tischler, Lackierer, Klempner und Sattler – gibt es immer zu tun. In der Schadgruppeninstandsetzung z. B. fallen so ziemlich alle einschlägigen Arbeiten an, die notwendig sind, um ein beschädigtes Fahrzeug wieder in den ursprünglichen Zustand zu versetzen (selbst aus Trümmern machen die Männer wieder ein ansehnliches Kfz.). Die Bergegruppe ist mit ihren Kranwagen, den Schleppachsen oder Tiefladern unterwegs, um ausgefallene Technik abzuschleppen und der Werkstatt zuzuführen.

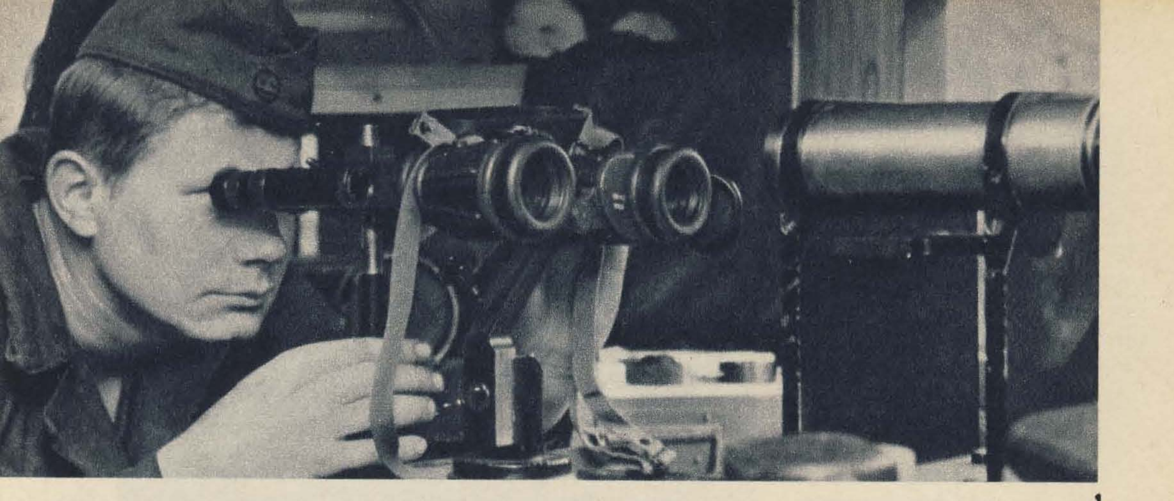
Dreher, Fräser und andere Spezialisten stehen unermüdlich an den Werkzeugmaschinen, die sich in den fahrbaren Werkstätten (Spezial-Kfz.) befinden und schaffen Präzisionsteile für alle Aggregate.

Vom handelsüblichen PKW bis

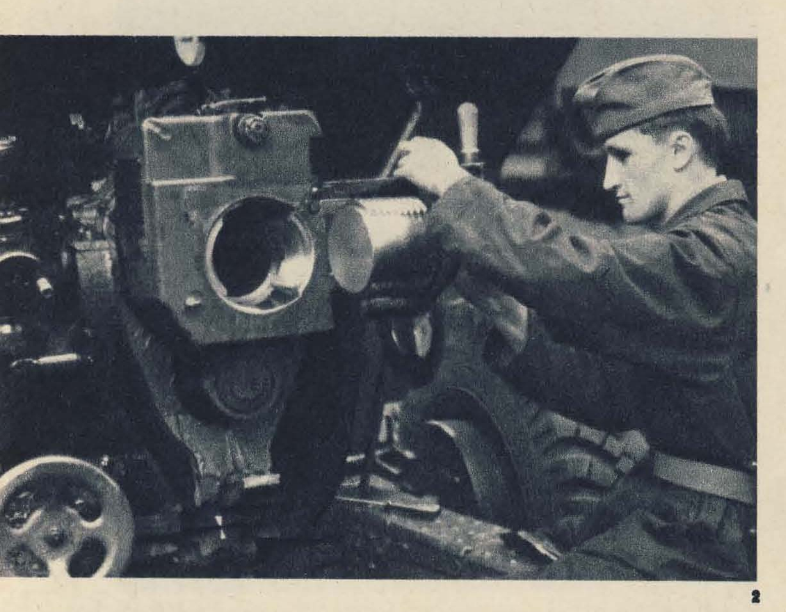


Der „Stummel", wie der Autodrehkran mit kurzem Arm genannt wird, schwenkt den neuen Motor ein. Mit Handzeichen dirigiert Stabsfeldwebel Walloschek die Arbeit. „Achtung!", „heben, senken", „gut" bedeuten die Bewegungen.





1



2

3



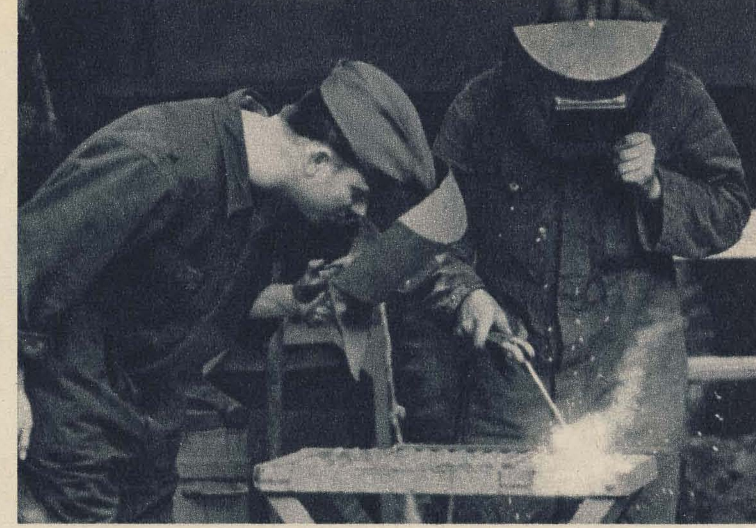
zum Kettenzugmittel und Panzer wird jeder Fahrzeugtyp auf Herz und Nieren geprüft, wenn nötig teilweise oder vollständig instandgesetzt oder auf neu „poliert".

Nicht anders ist es in der Artillerie-Werkstatt. Auch die Geschützmeister haben alle Hände voll zu tun. Weniger mit Reparaturen, vielmehr mit vorbeugenden Arbeiten. Mit ihrem Werkstatt-G-5 besuchen sie regelmäßig die Batterien und führen an Ort und Stelle die einzelnen Wartungsarbeiten an den Kanonen und Haubitzen aus. Da wird bei der Vorbereitung zum Schießen – als Unterstützung für die Artilleristen – die Rücklaufbremseinrichtung des Geschützes einer Kontrolle unterzogen, der Druck im Luftvorholer überprüft, die Sicherheit des Verschlusses unter die Lupe genommen und das Spiel in der Höhen- und Seitenrichtmaschine kontrolliert. Kommt ein Geschütz zur mittleren Instandsetzung, dann zerlegen es die Geschützmeister in seine Einzelteile, prüfen jede Baugruppe, wechseln defekte bzw. zu sehr verschlissene Teile aus und stellen die Abmaße der Zieleinrichtung sowie des Verschlusses neu ein.

Eine besondere Abteilung dieser Werkstatt befaßt sich mit den optischen Geräten, Doppelgläsern, Rundblickfernroh-



4



5

1 Im Optik-Wagen justiert Kanonier Sommer, von Beruf Optiker, die Doppelgläser der Truppenteile.

2 Die Sicherheit des Verschlusses an der 122-mm-Haubitze wird vom Geschützmeister der Gruppe Beitz überprüft. Diese Maßnahme dient der Vorbereitung zum Schießen.

3 Auch der „Wolga" wird im Feld-Service von „Wehwehchen" geheilt.

4 Nachdem in der Schadgruppeninstandsetzung alle notwendigen Arbeiten ausgeführt worden sind, erhält das Fahrzeug einen neuen Anstrich mit haltbarer Farbe.

5 Elektro-Schweißer sind gefragte Spezialisten. Ihre Arbeit verlangt besondere Qualifikation und Verantwortung.

6 Die Zivilangestellten der Werkstätten stehen ihren uniformierten Genossen in keiner Weise nach. Im Gegenteil, so mancher junge Dachs lernte bei den erfahrenen Arbeitern dazu. Hier wechseln die Genossen Hahn und Franke von der De- und Montagegruppe einen Rahmen für den S 4000 aus.

ren u. a. Im Optik-Wagen wirken versierte Optiker, die schon im Zivilleben diesen Beruf ausübten. Neben anfallenden Reparaturen nehmen die ständigen Durchsichten und das Justieren der optischen Mittel die meiste Zeit in Anspruch.

Die Arbeit der schwarzen Männer in den Werkstätten dient in allen Bereichen der Truppe, ihrer Gefechtsbereitschaft und der ständigen Einsatzbereitschaft der Kampftechnik. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Feld-Service.

K. E.

6

Illustrationen: Horst Bartsch

Anekdoten

Auf dem Weg zur Schlacht bockt dem Feldkurat das Pferd, es will nicht weitergehen. Der brave Soldat Schwejk beobachtet das und sagt: „Ja, ja, ein kluges Pferd ham's da und keinen Esel." „Was soll das heißen, Schwejk!" fährt der Feldkurat auf, „wie meinst du das?" — „Jo, mein", sagt Schwejk, „einen Strick um den Hals, Eisen an den Füßen und einen Geistlichen an der Seite — da möcht es ja ein Esel sein, wenn es nicht glauben tät, es geht zur Hinrichtung."



„Wenn du in der Nacht reisest und willst, daß die Räuber dich nicht belästigen", riet ein Mann einem anderen, „ruf ihnen den Psalm zu, in dem es heißt, ‚Errette meine einsame Seele von den Räubern!'" — „Nein", sagte der andere Mann, „ich werde auch noch einen Stock in die Hand nehmen, denn nicht alle Räuber verstehen die Psalmen."



Der alte Jerolinam hatte im Unabhängigkeitskrieg einen Treffer abbekommen. Achtundvierzig Jahre steckte die Kugel in seinem Schenkel. Dann wurde er krank — er war siebenundachtzig Jahre alt. Als er auf dem Totenbett lag, bat er um einen Arzt. „Hören Sie mich an, Doc", sagte er, „ich hab irgendwo im Oberschenkel eine verdammte Kugel vom Jahr 1775. Nehmen Sie sie mir heraus." — „Aber Mr. Jerolinam, wenn Sie die Kugel nicht spüren, hat es doch keinen Sinn . . ." meinte der Arzt. Da knurrte der Alte: „Ich will mit einer verdammten englischen Kugel im Leib nicht vor meinen Schöpfer treten."

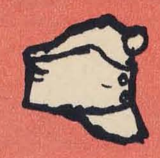


Ein Samurai wollte eines Nachts den außerhalb seines Hauses gelegenen gewissen Ort aufsuchen. Da er aber Angst hatte, allein zu gehen, bat er seine Frau, eine Kerze zu bringen und ihn zu beglei-

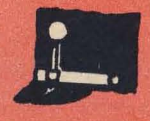
ten. Nach einer Weile rief er von innen: „Hast du große Angst?“ – „Wovor sollte ich Angst haben“, antwortete die Frau. Voller Anerkennung rief der Samurai: „Du bist wirklich würdig, die Frau eines Kriegers zu sein“.



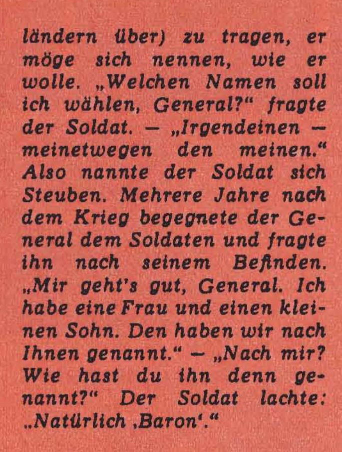
Leutnant von Kanten im Casino: „Meinem Onkel hatte der Arzt 15 Pillen verschrieben, bei der dritten ist er gestorben.“ Leutnant Zitzewitz: „Wirklich fatal. Ein Trost, daß er nicht alle fünfzehn genommen hat.“

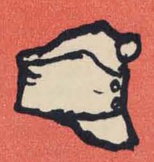


Maria Theresia sagte einmal zu ihrem Kanzler Kaunitz, sie wünsche, daß kein Offizier avanciere, der ein leichtes Leben führt. Kaunitz verbeugte sich: „Majestät, wenn Ihr verewigter Vater so gedacht hätte, wär i heut noch Leutnant.“



Baron v. Steuben, der als General am Unabhängigkeitskrieg teilnahm, fragte einmal die Soldaten nach ihrem Namen. Einer sagte, er heiße Arnold. Steuben erklärte ihm, er brauche keineswegs den verachteten Namen des Verräters (Benedikt Arnold; amerikanischer General; lief zu den Engländern über) zu tragen, er möge sich nennen, wie er wolle. „Welchen Namen soll ich wählen, General?“ fragte der Soldat. – „Irgendeinen – meinetwegen den meinen.“ Also nannte der Soldat sich Steuben. Mehrere Jahre nach dem Krieg begegnete der General dem Soldaten und fragte ihn nach seinem Befinden. „Mir geht's gut, General. Ich habe eine Frau und einen kleinen Sohn. Den haben wir nach Ihnen genannt.“ – „Nach mir? Wie hast du ihn denn genannt?“ Der Soldat lachte: „Natürlich ‚Baron‘.“





An einem kalten Tag gingen ein Weißer und ein Indianer über Land. Der Indianer hatte nichts außer seinem Poncho an, der Weiße trug alle Kleider, die er besaß, klagte aber dennoch über die Kälte und erkundigte sich bei dem Indianer, wie es komme, daß er nicht friere: „Ich kann das nicht verstehen. In all meinen Kleidern erfriere ich beinahe, und dir, der du nur den Poncho hast, scheint überhaupt nicht kalt zu sein.“ – „Ist dir kalt im Gesicht?“ fragte der Indianer. – „Nein, aber am ganzen Körper friere ich.“ Lachte der Indianer: „Siehst du – ich habe überall Gesicht.“



Während des Unabhängigkeitskrieges stahl ein Soldat einem Farmer ein Hemd und wollte es nicht zurückgeben, obwohl man ihm hart zusetzte. Schließlich gab der Farmer auf: „Well, wenn du es behältst, wirst du dafür in deinem nächsten Leben schwer bezahlen.“ – „Gut“, rief der Soldat, „wenn du mir so lange Kredit gibst, nehme ich noch ein Hemd!“



Ein Soldat, der leicht am Kopf verwundet war, bekam vom Feldscher den Rat, die Stelle mit Brandy einzureiben. Als der Feldscher sich nach einigen Tagen erkundigte, ob das Rezept geholfen habe, antwortete der Soldat: „Ich hab's mehrere Male versucht, aber ich habe das Glas nie höher als bis zum Mund bringen können.“



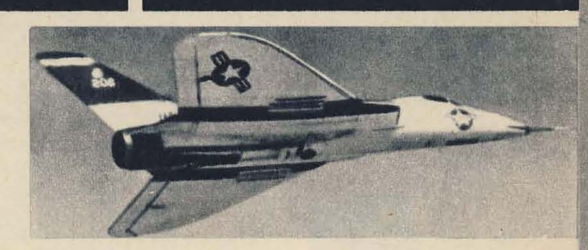
Napoleons General Moreau wurde berühmt durch seine vorbildlichen strategischen Rückzüge in Bayern und später vor Genua. Als man Talleyrand fragte, was er von Moreau hielte, antwortete er: „Moreau ist wie eine Trommel. Man hört erst von ihm, wenn er geschlagen wird.“

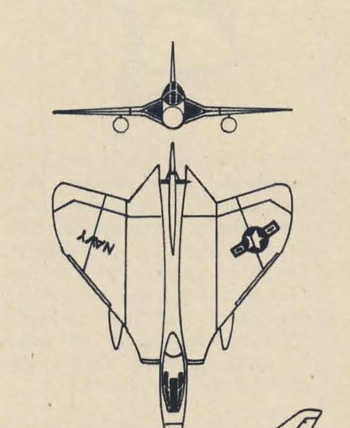


Marschall Navarez, der Herzog von Valencia, lag auf dem Sterbebett. Sein Beichtvater drang in ihn: „Herr Marschall, haben Sie in dieser Stunde allen Ihren Feinden vergeben?“ Der Marschall hob noch einmal den Kopf aus den Kissen: „Ich habe keine Feinde. Ich habe alle füsilieren lassen.“

ARMEE-RUNDSCHAU 1/1969 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Douglas F5D „Skylancer" (USA)





Taktisch-technische Daten:

Startmasse (max.)	11 350 kg
Spannweite	10,21 m
Länge	13,85 m
Höhe	3,96 m
Geschwindigk.	1 160 km/h (in 0 m Höhe), 1 120 km/h (in 11 000 m Höhe)
Reichweite mit Zusatztanks	1 530 km
Gipfelhöhe	14 630 m
Triebwerk	1 Turbine Pratt und Whitney J 57 P 12, 6 580 kp Schub bei Nachverbrennung
Bewaffnung	4 × 20-mm-MK, 2 MK starr in den Flügeln, 6 × Unterflügellasten z. B. 6 Raketenbehälter mit je 7 Stück 69-mm-Raketen oder 4 Raketenbehälter mit je 19 Stück Raketen kleineren Kalibers
Besatzung	1 Mann

Der Allwetterabfangjäger F5D „Skylancer" ist eine direkte Weiterentwicklung des bordgestützten Jagdbombers F4D „Skyray" und unterscheidet sich nur durch einen etwas verlängerten Rumpfbug und ein dünneres Flächenprofil von diesem Typ.

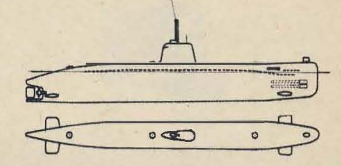
ARMEE-RUNDSCHAU 1/1969 | TYPENBLATT | KRIEGSSCHIFFE

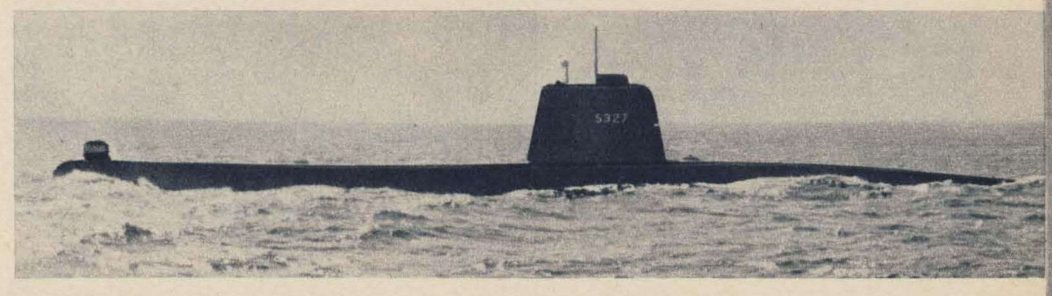
U-Boot Typ Delfinen (Dänemark)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– über Wasser	550 ts
– unter Wasser	595 ts
Länge	54 m
Breite	4,7 m
Tiefgang	4,6 m
Höchstgeschwindigk.	
– über Wasser	13 kn
– unter Wasser	12 kn
Marschgeschwindigk. (ü. W.)	8 kn
Fahrstrecke	4 000 sm
Antriebsanlage	2 Diesel mit insg. 1 200 PS; 2 E-Motore
Bewaffnung	4 × 533-mm-Torpedorohre (Bug), 8 Grundminen
Besatzung	33 Mann

Die U-Boote dieses Typs sind dänischer Konstruktion; sie wurden als Küsten-U-Boote konzipiert, um entsprechend den NATO-Plänen im Ostseeraum eingesetzt zu werden. Die ersten Boote wurden 1954–1958 gebaut.





ARMEE-RUNDSCHAU 1/1969

TYPENBLATT

ARTILLERIEWAFFEN

SfK M 107 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	28 t
Gesamtlänge	12 370 mm
Rohrlänge	9 150 mm
Breite	3 150 mm
Höhe	2 725 mm
Höchstgeschwindigk.	55 km/h (Straße)
Fahrbereich	720 km (Straße)
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	1 020 mm
Watfähigkeit	2 360 mm
Kaliber der Kanone	175 mm
Schußweite	35 km
Motor	2-Takt-Diesel, 8 Zyl./450 PS
Besatzung	5 Mann

Diese schwere Selbstfahrlafette wird in der Korpsartillerie der USA-Armee sowie in der Divisionsartillerie der westdeutschen Bundeswehr eingesetzt.



ARMEE-RUNDSCHAU 1/1969

TYPENBLATT

FAHRZEUGE

LKW KrAZ-255 B (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	11 820 kg
– mit Zusatzausrüst.	12 175 kg
Nutzlast	7 500 kp
Länge	8 530 mm
Breite	2 700 mm
Höhe (gesamt)	3 150 mm
Höchstgeschwindigk.	71 km/h
Fahrbereich (ohne Hänger)	650 km
Watfähigkeit	850 mm
Steigfähigkeit	30°
Motor	2-Takt-Diesel, 6 Zyl./205 PS

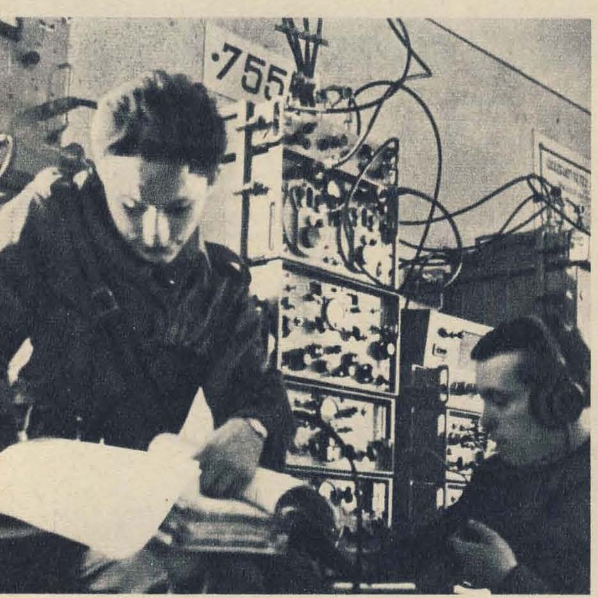
Das neue Kfz. aus Krementschug ist der Nachfolgetyp des bekannten KrAZ-214 B. Die meisten Hauptbau- und Baugruppen wurden modernisiert. Die Laufleistung bis zur Hauptinstandsetzung beträgt 80 000 km.



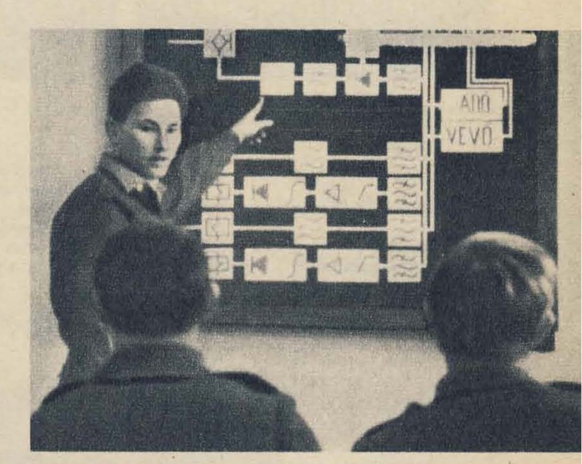
Nachrichten aus Vác

aufgenommen
und übermittelt
von Hauptmann Gerhard Berchert

In jener Augustnacht des Jahres 1968 glich die schmale Sichel des Mondes nur einem winzigen Riß in einem über die Erde gebreiteten riesigen Samtvorhang. Unteroffizier István Zentai saß neben dem Kraftfahrer und starrte wie gebannt aus dem Fahrerhaus seines Nachrichten-LKW auf das von den Scheinwerfern nur schwach erhellte Band der Straße. das – scheinbar aus dem Nichts auftauchend – unablässig auf ihn zuflog und, sich schlängelnd und windend, wieder unter dem Wagen verschwand.
István Zentai war es gar nicht wohl in seiner Haut. Den Fahrer, einen neu eingezogenen Soldaten, hatte man ihm erst vor kurzem zugeteilt – und zudem kannte der den Weg, den sie nehmen sollten, genausowenig wie er selbst. Daß man ihn tags zuvor überraschend aus dem Urlaub geholt hatte, damit hatte er sich bereits abgefunden. Er war schließlich Soldat. Doch die Aufgabe, die ihm dann übertragen worden war, machte ihm noch immer gehörig zu schaffen.
In seiner Dienststelle, dem „Imre-Sallai-Regiment" in der ungarischen Stadt Vác, hatte man ihm nur mitgeteilt, daß seine Einheit auf dem Marsch sei und er ihr unverzüglich mit seiner Relais-Station zu folgen habe. Einem ihm übergebenen versiegelten Umschlag hatte er eine Karte entnommen, auf der die Fahrtroute bis zu jenem Punkt eingetragen war, an dem er zu einer bestimmten Uhrzeit die Funkverbindung zu seinem Zugführer, Stabsfeldwebel Dvorak, aufzunehmen hatte.
Immer wieder blickte nun der Unteroffizier auf diese Karte, schaute zur Uhr, starrte hinaus auf Ortsschilder, Wegweiser, Kilometer-



Ausbildung im Kabinett. „Es hat sich auch bei uns gezeigt, daß Übung den Meister macht", meint Stabsfeldwebel Viktor Dvorak.





Szeretettel köszöntjük a Német
Demokratikus Köztársaság
Nemzeti Néphadseregének
személyi állományát.
Köszöntjük a Nemzeti Néphadsereg
híradó csapatait.
Sok sikert kívánunk – közös ügyünk –
a szocialista társadalom építésében
és védelmében.
Simon Antal Kovács

„Recht herzlich grüßen wir alle Angehörigen der Nationalen Volksarmee der DDR – besonders die Nachrichtensoldaten – und wünschen neue Erfolge im Kampf für unsere gemeinsame Sache, beim Aufbau und bei der Verteidigung der sozialistischen Gesellschaft."

Unterzeichnet:
Oberstleutnant Laszlo Kovacs, Kommandeur;
Oberleutnant Antal Simon, KISZ-Sekretär.

steine. Dann atmete er auf, ließ nach stundenlanger Fahrt schließlich halten.
Die Männer seines Funktrupps fuhren aus dem Schlaf, als Zentai zu ihnen in den Kofferaufbau des „ROBUR" kletterte und sich an eines der installierten Geräte setzte. Neugierig lauschten sie auf die Chiffren, die ihr Unteroffizier mit seinem Vorgesetzten wechselte. Das Gespräch war kurz. Es enthielt seitens des Stabsfeldwebels nur die Koordinaten des neuen Standortes sowie die Uhrzeit der nächsten Funkverbindung.
István Zentai quittierte, nahm sich wieder die Karte vor, verglich einmal, zweimal – und blickte erstaunt auf seine Genossen. Kein Zweifel: Der neue Standort befand sich unmittelbar an der tschechoslowakischen Grenze! Und die Stationen vor ihm, einschließlich jener, auf welcher der Zugführer mitfuhr, würden sich dann zum befohlenen Zeitpunkt bereits weit jenseits dieser Grenze befinden!
Ungeordnete Gedanken jagten durch den Kopf des Unteroffiziers. Einer von ihnen nahm jedoch immer bestimmtere Gestalt an, verdrängte allmählich die anderen. Bruchstückhafte Erinnerung an jüngste Ereignisse, Erklärungen: „Jederzeit bereit Hilfe zu leisten . . ., auf jede erforderliche Weise . . ."
Die Vorahnung großer Entscheidungen spie-



In der Praxis sieht manches allerdings anders aus. Aber auch hier hilft das Training.

TELEGRAMM:

Das „Imre-Sallai-Regiment" ist noch ein verhältnismäßig junger Nachrichtentruppenteil der Ungarischen Volksarmee bzw. – wie es exakt übersetzt heißt – der Bewaffneten Kräfte der Ungarischen Volksrepublik.

Neben den „strukturmäßigen" militärischen Pflichten gehört u. a. auch die Erprobung neuer Nachrichtengeräte zu seinem Aufgabenbereich, die Ausarbeitung der entsprechenden Normen für die gesamte Armee und die Qualifizierung von Offizieren an diesen neuen Geräten.

Seit September 1968 befindet sich eine Schule zur Ausbildung von Berufsunteroffizieren im Objekt (sie verpflichten sich grundsätzlich auf Lebenszeit; Soldaten auf Zeit dienen vier Jahre). Außerdem werden ständig Reservisten aus- und weitergebildet.

Den Namen erhielt das Regiment nach dem ungarischen Kommunisten Imre Sallai, den im Jahre 1944 Horthy-Schergen ermordeten. Sein Andenken wird im Truppenteil auch im Interesse internationalistischer und patriotischer Erziehung der jungen Soldaten gepflegt. Ende 1968 wurde anläßlich des 50. Gründungstages der Kommunistischen Partei Ungarns im Objekt ein Denkmal von Imre Sallai enthüllt.

Im Truppenteil dienen vorwiegend junge Offiziere, die erst vor kurzer Zeit von den Schulen kamen. Zu ihrer Weiterbildung erhalten sie eine moderne technische aber auch pädagogische und psychologische Ausbildung.

Da in der Volksrepublik Ungarn die Parteimitgliedschaft erst mit 21 Jahren möglich ist, spielt die Jugendorganisation auch in der Armee eine besonders wichtige Rolle. Durchschnittlich 40–45 % der Wehrpflichtigen des Regiments sind bei ihrer Einberufung Mitglieder des Jugendverbandes (KISZ). Bis zu ihrer Entlassung nach zwei Jahren erhöht sich dieser Prozentsatz auf etwa 80–90 %.

Im sozialistischen Wettbewerb stehen neben der politisch-ideologischen Arbeit die militärische Ausbildung im Mittelpunkt. Gegenwärtig tragen 10 % der Soldaten des Regiments den Titel „Bester Soldat der Einheit" und 8 % „Bester Soldat der Armee".

Zur Unterstützung des kämpfenden Vietnams kauften die Angehörigen des Truppenteils 14 Fahrräder. Sehr enge Beziehungen verbinden sie zu einem sowjetischen Truppenteil, mit dem feste Pläne vereinbart sind.

Am Rande sei noch vermerkt, daß das Regiment 100 Schweine hält sowie über einen „eigenen" Betrieb für die Angehörigen der Berufssoldaten verfügt, in dem Uniformmützen hergestellt werden.

gelte sich jetzt im Gesicht des Truppführers. Nicht sehr laut und mit bei ihm etwas ungewohnter Bedächtigkeit sagte er zu seinen Genossen: „Also, wenn mich nicht alles trügt, dann kommt es jetzt auf uns an, wie noch niemals zuvor. Richten wir uns darauf ein!"

Die Funkbereitschaft stellte Zentais Trupp am befohlenen Ort in Rekordzeit her. Wieder setzte sich der Unteroffizier ans Gerät, blickte ungeduldig auf die Uhr. Dann war es soweit. Sein Rufzeichen jagte durch den Äther. Es blieb ohne Antwort!

Erschreckt blickten sich die Soldaten an. Was konnte geschehen sein? Sie schauten noch einmal, ob die Antenne präzise gerichtet war, überprüften Stromquellen und Kabelanschlüsse – nirgends fanden sie einen Fehler. Aber Stabsfeldwebel Dvorak meldete sich noch immer nicht. Schließlich empfingen sie eine andere Station. Der Unteroffizier erkannte den Funker an der Stimme.

„Feri, was ist mit Viktor?" fragte er hastig.

„Keine Ahnung. Haben auch keine Verbindung."

Beunruhigt blieb Zentai vor der Station hocken und lauschte unablässig auf das Rauschen des Empfängers.

●

Stabsfeldwebel Viktor Dvorak machte sich zu dieser Zeit durchaus nicht geringere Sorgen als der Unteroffizier. Noch während der Fahrt hatte ihm Truppführer Tánczos, mit dem er fuhr, die Hiobsbotschaft überbracht, daß die Station defekt sei. Und das kurz vor dem befohlenen Einsatzort, nur wenige Viertelstunden bevor die Verbindung über die gesamte Relaislinie „stehen" mußte. Es würde so schon schwierig genug sein, in dem unbekannten gebirgigen Gelände „am Mann" zu bleiben.

Dvorak wußte bereits von den nun in vollem Gange befindlichen gemeinsamen Maßnahmen der verbündeten Armeen, und die Last der Verantwortung legte sich schwer auf seine Brust. Gemeinsam mit dem Truppführer machte er sich an die Fehlersuche.

Nun waren beide durchaus keine Neulinge in ihrem Fach; und solch eine moderne Station ist mit einer Vielzahl von Prüf- und Meßinstrumenten sowie mit Ersatzteilen und allem erforderlichen Werkzeug ausgerüstet. Doch „bastle" mal einer, wenn die Werkstatt Steigungen oder Gefälle durchrast, Kurven nimmt oder gar durch Schlaglöcher holpert.

Der blauen Flecke und des in den Augen brennenden Schweißes nicht achtend, arbeiteten Dvorak und Tánczos wie die Besessenen. Systematisch, wie sie es gelernt hatten, überprüften sie Baugruppe um Baugruppe. Als der Wagen dort hielt, wo er hin sollte, hatten sie aufatmend den Fehler gefunden: Ein Kondensator war durchgeschlagen, ein Widerstand verbrannt.

Der Stabsfeldwebel griff zum elektrischen Lötkolben. Mitten in der Arbeit schaute er zur Uhr; und neue Unruhe überfiel ihn. Er dachte



Die Bewaffneten Kräfte der Ungarischen Volksrepublik sind mit vielfältigen modernen Nachrichtenmitteln ausgerüstet, darunter auch Geräten eigener Produktion.

an Zentai, der nun schon vergeblich nach ihm rufen würde. Außerdem rückte der Zeitpunkt für die Inbetriebnahme der aus einer ganzen Anzahl solcher Stationen bestehenden Linie immer näher. Mühsam zwang er sich zur Ruhe, tat Handgriff um Handgriff.

Der Funkverkehr über die Kette der Relais-Stationen begann wie befohlen. Mit Recht waren die daran beteiligten ungarischen Nachrichtensoldaten stolz auf diese Leistung; sicher aber fühlte sich kaum jemand so erleichtert und froh wie Viktor Dvorak, Lajos Tánczos und István Zentai.

Steuerung durch Mensch und Automat

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Nach äußerst sorgfältigen Vorbereitungen, zu denen auch verschiedene Versuchsflüge mit unbemannten Geräten im Rahmen der „Kosmos"-Satelliten-Serie gehörten, ist das sowjetische Raumfahrtprogramm mit dem Einsatz von „Sojus-3" in eine neue und außerordentlich perspektivreiche Phase seiner Entwicklung eingetreten. Dieser neue Abschnitt wird die Ausgangsposition für wesentlich weiter gesteckte Ziele schaffen, als sie die früheren bemannten Raumflugkörper („Wostok", „Woschod") zuließen. Die Schwerpunkte des Perspektivprogramms sind dabei in erster Linie auf den Bau bemannter Raumstationen in Erdumlaufbahnen und, davon ausgehend, auf die Bewältigung der schwierigen Probleme des Fluges von Menschen zum Mond und später zu den Planeten ausgerichtet. Mit diesen höher gesteckten Zielen, die eigentlich erst im klassischen Sinne den Begriff Raumfahrt rechtfertigen, wird jedoch zwangsläufig der Einsatz von bemannten Raumflugkörpern erforderlich, die gegenüber den Geräten der älteren Serien im allgemeinen und auch in den verschiedensten technischen Details völlig neue Qualitäten aufweisen.

Zu den wichtigsten der erweiterten und gesteigerten Forderungen gehört vor allem, daß die bemannten Raumflugkörper neuen Typs in der Lage sein müssen, im Raum vielfältige und komplizierte Bahnänderungsmanöver auszuführen, die auf eine weitgehend autonome Flugführung durch bordeigene Systeme – zu denen neben automatischen Hilfsgeräten auch der Pilot gehört – gestützt sind. Erst mit dieser wichtigen Eigenschaft, die eine unbedingte Voraussetzung für alle anspruchsvolleren Raumflugmissionen darstellt, wird ein bemannter Raumflugkörper zum echten „Raumschiff" oder, nach der exakteren Terminologie, zum Raumfahrzeug.

Für „Sojus-3" trifft dieser anspruchsvolle Begriff in vollem Umfang zu.

Schon aus den bisher verlautbarten Einzelheiten zum Einsatz von „Sojus-2" (unbemanntes Rendezvous-Zielobjekt) und „Sojus-3" geht hervor, daß tatsächlich, und wie im Grunde nicht anders zu erwarten war, die Erprobung des Systems der Flugführung das wesentlichste Element des Versuchsprogramms darstellte. Die grundlegenden Voraussetzungen waren dafür in der größeren Auslegung und in dem komplexeren Aufbau der „Sojus"-Raumfahrzeuge gegeben. Außer dem aus zwei Abteilen (Pilotenkabine sowie Arbeits- und Ruheraum) bestehenden Mannschaftsmodul umfaßt das Raumschiff noch eine dritte Baugruppe. Als ein technische Einheit schließt sie alle umfangreicheren Anlagen und Einrichtungen für Bordenergieversorgung, Telekommunikation, Systemsteuerung usw. sowie die Hilfsantriebe für Flugmanöver ein.

Kosmonaut Beregowoi führte mehrfach Fluglageänderungen und vor allem verschiedene Bahnänderungsmanöver aus. Beide Teilkomplexe dienten in erster Linie dazu, das System der Annäherungssteuerung für Rendezvousaufgaben einer gründlichen Probe zu unterziehen. In diesem Zusammenhang wurde nun verschiedentlich in den Nachrichten und ersten Kommentaren stark verallgemeinernd, und darum ziemlich mißverständlich, davon gesprochen, daß Beregowoi diese Aufgaben mit einer „Handsteuerung" erfüllt habe. Aber schon in den ersten fachlichen Kommentaren sowjetischer Wissenschaftler wurde darauf hingewiesen, daß eine zu wörtliche Auslegung dieses Begriffes die tatsächliche Gegebenheit in ganz falschem Licht erscheinen läßt.

Wie schon angedeutet, umfassen die Flugmanöver eines Raumfahrzeuges im Prinzip zwei verschiedene Vorgänge. Der erste Bereich betrifft die Änderungen der Fluglage, das heißt, der Raumflugkörper bewegt sich dabei um seinen Schwerpunkt, er dreht sich also, ohne seine eigentliche Flugbahn zu verlassen. Derartige Manöver können notwendig sein, um das ganze Gerät für wissenschaftliche und sonstige Beobachtungen räumlich auszurichten oder aus betriebstechnischen Gründen (Temperaturregelung, Solarzellen-Energieversorgung) auf die Sonne zu orientieren. Außerdem bildet die genau räumliche Ausrichtung des Raumflugkörpers eine entscheidend wichtige Voraussetzung für die Einleitung des Bremsmanövers bei der Rückführung. Der zuletzt genannte Punkt macht also die Fluglageregelung zu einem grundlegenden Faktor für die Auslegung aller bemannten Raumflugkörper. So konnten Manöver dieser Art zwangsläufig auch schon mit den be-

mannten Raumflugkörpern vom Typ „Wostok" und „Woschod" sehr vollkommen ausgeführt werden.
Die Bewegungsimpulse lassen sich mit Druckgasdüsen oder Kleinsttriebwerken erzeugen, die außen an bestimmten Stellen des Raumflugkörpers angebracht sind. Wenn nun diese Art von Flugmanövern nicht über eine automatische Steuerung ausgeführt werden soll, kann auch der Kosmonaut die Funktionen des Lageregelungssystems direkt steuern. Dazu kann er dann tatsächlich mit der Hand eine besondere Hebel-Steuerung bedienen, da die Regeltechnik eines solchen Vorgangs relativ einfach ist und im Prinzip Ähnlichkeit mit der Fluglagesteuerung eines Flugzeuges besitzt.
Wesentlich anders liegen die Verhältnisse jedoch im zweiten Bereich, im Bahnänderungsmanöver. Hier führt der komplizierte Zusammenhang zwischen den grundsätzlich nur mathematisch zu erfassenden Bahnänderungsgrößen – ausgedrückt in der notwendigen Änderung der Bewegungsgeschwindigkeit und -richtung des Raumfahrzeugs – sowie den sogenannten Stellgrößen für die Fluglageregelung und im Dosieren des Korrekturantriebs nach Stärke und Dauer, zu einem sehr komplexen und darum unerhört schwierigen Problem. Mit einer vom Piloten bedienten Hebel- oder ähnlichen Handsteuerung für die Fluglageregelung und einem „Gashebel" für den Korrekturantrieb ist eine solche Aufgabe, wie z. B. die amerikanischen „Gemini"-Experimente gezeigt haben, hinsichtlich der Antriebsökonomie nur sehr unvollkommen zu lösen. Außerdem benötigt man auch dabei auf jeden Fall eine hochleistungsfähige Bordrechenanlage, mit deren Hilfe die erforderlichen Daten für Fluglage und Korrekturschub bestimmt werden können. Im Falle eines extremen Annäherungsmanövers an ein Zielobjekt, mit eventuell nachfolgender fester Kopplung, bietet dieses Verfahren immerhin die besondere Möglichkeit zu beliebig verzögertem oder sonstwie variiertem Ablauf des Manövers.
Die sowjetischen Raumfahrtspezialisten beschritten für die Flugführung in der Annäherungsphase zwischen „Sojus-3" und „Sojus-2" einen wesentlich günstigeren Weg. Sie machten dabei weitgehend von den Systementwicklungen Gebrauch, die sie für die früher demonstrierten automatischen Kopplungsrendezvous innerhalb der „Kosmos"-Satelliten-Serie zum Einsatz brachten. Das heißt, zunächst geschah die Flugführung völlig automatisch, bis sich die beiden Raumflugkörper einander auf etwa 200 m genähert hatten. Eine hochleistungsfähige Bordrechenanlage wertete dazu ständig die Anzeigen der Fluglage von „Sojus-3", die durch Radar gemessenen Entfernungen zwischen den beiden Raumfluggeräten sowie Angaben über ihre Relativgeschwindigkeiten zueinander und deren Änderung aus. In dieses ansonsten vollautomatische Flugführungsprogramm konnte Georgi Beregowoi dann zu gegebener Zeit selbst eingreifen und den weiteren Manöverablauf mit in die Bordrechen- und Kommandoanlage eingegebenen Operationsbefehlen – ergänzt durch zwei direkte Hebelsteuerungen zur Fluglage und Antrieb – nach seinen eigenen Entscheidungen bestimmen.

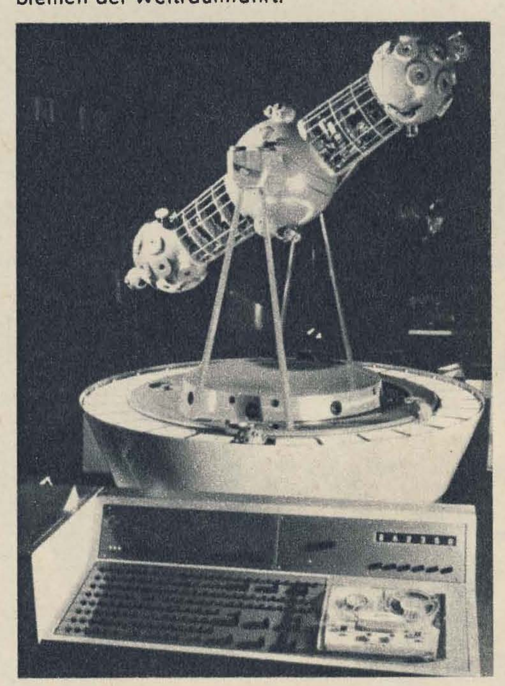
Zeichnung: Hans Räde



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Raumflugplanetarium „Spacemaster"

Der VEB Carl Zeiss Jena hat ein neues Raumflugplanetarium entwickelt, bei dessen Konstruktion die modernsten Erkenntnisse der Weltraumfahrt, der Feinmechanik/Optik und der Regelungstechnik berücksichtigt worden sind. Seine wesentlichen Merkmale sind die vierachsige Montierung des Sternhimmel-Projektionssystems und die automatische Programmsteuerung durch Lochstreifen. Neben der Darstellung der geozentrischen scheinbaren Bewegungsverhältnisse am Sternhimmel können auch Raumflugsituationen in sehr realistischer Weise simuliert werden, ebenso wie der Ablauf eines Mondtages. Der Zuschauer gewinnt damit einen näheren Kontakt zu den aktuellen Problemen der Weltraumfahrt.



Hubschrauber für die Bundeswehr

Die westdeutsche Bundeswehr soll mit 135 amerikanischen Hubschraubern vom Typ Sikorsky CH-53 A ausgestattet werden. Der Hubschrauber ist für die Beförderung von Lasten und Gerät sowie für die Verlegung von Truppen ausgelegt und mit zwei Turbotriebwerken General Electric T64-GE-6 von je 2 850 SHP ausgerüstet. Der Typ befindet sich seit Ende 1966 beim US-Marine-Corps im Einsatz. Die Hauptabmessungen dieses Hubschraubers sind: Rumpflänge 20,50 m, Rumpfbreite 2,70 m, Gesamthöhe 7,60 m, Hauptrotordurchmesser 22,02 m, Größe des Laderaumes 9,14 × 2,29 × 1,98 m. Leermasse 9970 kg, normale Höchstzuladung 7039 kg, Reichweite 300 km, Höchstgeschwindigkeit 313 km/h.

119 kp/mm² Zugfestigkeit

General Electric stellt Berylliumdraht mit einem Durchmesser von 0,0508 bis 9,53 mm her. Die Zugfestigkeit wird für den Draht mit 0,0508 mm Durchmesser mit 119 kp/mm², für den Draht mit 9,53 mm Durchmesser mit 84 kp/mm² angegeben. Die Streckgrenze soll bei 95 kp/mm² bzw. bei 63 kp/mm² liegen.

Fernkamera „Telistor" TFK 200

Die Fernkamera „Telistor" ist ein modernes Erzeugnis des VEB RFT Studiotechnik Berlin. Sie ist eine volltransistorisierte Kompaktkamera und enthält alle Baugruppen zur Erzeugung eines vollständigen Fernsehsignals. Über einen Netzstecker wird sie an das Wechselstromnetz (220 V, 50 Hz) angeschlossen. Zur Herstellung einer kompletten Fernsehanlage wird nur diese Fernkamera und ein beliebiger Fernsehempfänger benötigt. Die Verbindung der genannten Geräte erfolgt durch ein Koaxialkabel. Infolge der Anwendung modernster Kleinstbauelemente hat die Kamera nur geringe Abmessungen, eine geringe Masse und eine geringe Leistungsaufnahme. Besonders geeignet ist sie für den Einsatz in Schulen, Krankenhäusern, Büros, Werkstätten, Labors usw. zur Überwachung bestimmter Vorgänge. Größe 335 mm × 200 × 130 mm, Masse etwa 5 kg.

Plattform für Geschütze

Eine Plattform für Geschütze zur unmittelbaren Feuerunterstützung der Kampftruppen wurde in den USA speziell für den Einsatz in Vietnam entwickelt. Es handelt sich um eine Aluminium-Konstruktion mit 6,7 m Seitenlänge und vier verstellbaren Abstütztellern. Das Plattformdeck besteht aus verstärktem Sperrholz. Die Plattform ist für den Einsatz der 105-mm-Haubitze M 102 in Sumpf- und Reisfeldergebieten vorgesehen. Sie kann im schweren Hubschrauber CH-47 „Chinook" transportiert werden.



Britische Seeaufklärer

Das erste Serienmuster der Hawker Siddeley Nimrod absolvierte im Juni 1968 seinen Erstflug. Dieses neuentwickelte Seeaufklärungsflugzeug ist mit vier Strahltriebwerken ausgerüstet und sollte noch im Laufe des Jahre 1968 bei den britischen Luftstreitkräften in Dienst gestellt werden.

Luftkissenfahrzeug für Geländeeinsatz

Die britische Firma Cushioncraft Ltd. bereitet die Serienproduktion eines Luftkissenfahrzeuges mit der Bezeichnung CC-7 vor, das eine Höchstgeschwindigkeit von etwa 90 km/h erreichen soll. Es wurde speziell für den Mehrzweckeinsatz im Gelände entworfen, in dem Fahrzeuge anderer Art nicht mehr verkehren können. Die CC-7 bietet für 10 Personen Platz und hat eine Nutzlast von 1 Mp. Das vollamphibische Fahrzeug kann sich auch über Sümpfe und Gewässer hinweg bewegen.

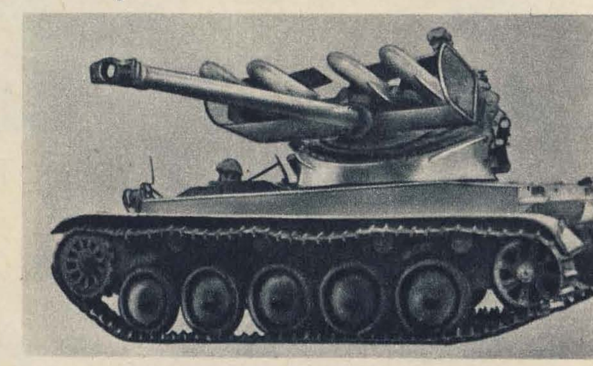
GMG 2-70 Combiquick

Ein auch im Gelände außerordentlich vielseitig einsetzbares Arbeitsgerät ist der GMG 2-70 Combiquick des VEB Industriewerk Halle-Nord. Das vollgeländegängige Fahrzeug verfügt über einen Hubmast, der mit einer Vielzahl verschiedenster Arbeitsgeräte versehen werden kann, ein Planierschild, ein Zapfwellengetriebe, eine Seilwinde mit 2 500 kp Zugkraft und 50 bis 75 mm Seillänge sowie eine Anhängezugeinrichtung. Angetrieben von einem luftgekühlten 70-PS-Ottomotor erreicht das Fahrzeug 50 km/h Höchstgeschwindigkeit und 70 % Steigfähigkeit. Die Watfähigkeit beträgt 900 mm, die Bodenfreiheit 280 mm.



Waffensystem „Harpon"

Das Waffensystem „Harpon" stellt eine Modernisierung der Panzerabwehrlenkrakete SS. 11 dar. Ihre Lenkung zum Ziel erfolgt automatisch mittels eines Infrarot-Geniometers. Die Rakete wird in der französischen Armee verwendet. Jeweils vier Raketen sind paarweise beiderseits der Kanone am Turm des Panzers AMX 13 befestigt. Die Rakete selbst trägt die Bezeichnung SS. 11 B-1. Sie ist 1 200 mm lang, hat 178 mm Durchmesser und eine Startmasse von 30 kg. Sie kann mit drei verschiedenen Gefechtsköpfen ausgestattet werden: einem Hohlladungsgefechtskopf mit einem Durchschlagsvermögen von 600 mm Panzerstahl, einem Gefechtskopf mit Sprengwirkung und einem mit hoher Splitterwirkung.



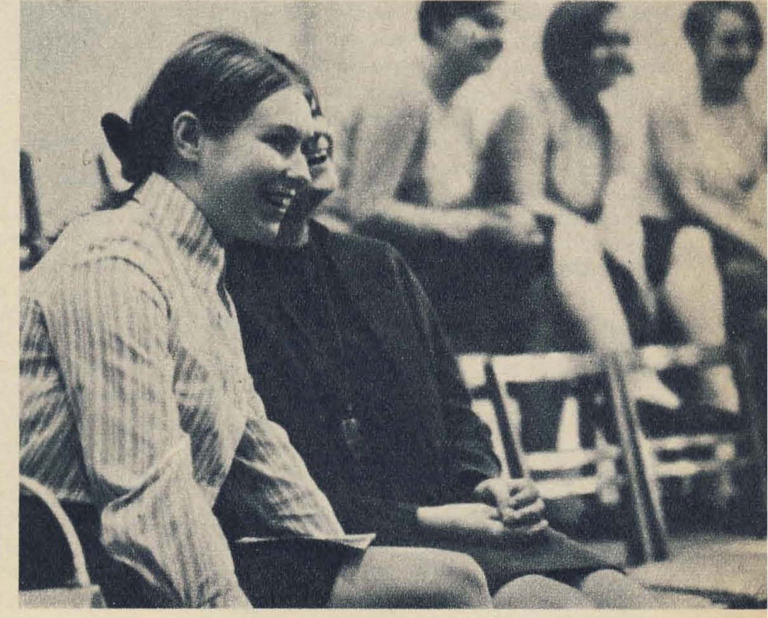
Neue Mittel für Vietnam-Aggression

Zur Weiterführung ihres schmutzigen Krieges in Vietnam werden die dort eingesetzten USA-Truppen mit immer neuen Mitteln ausgerüstet. So werden Lkw's an Ladefläche und Fahrerhaus mit Panzerplatten versehen, um ihre Insassen vor dem Beschuß aus Handfeuerwaffen und vor der Einwirkung von Splittern zu schützen. Schwimmgürtel, Schlauchboote und Schnellstege aus Kunststoff sollen die Beweglichkeit der Einheiten in den mit vielen Wasserhindernissen durchsetzten Dschungelgebieten erhöhen. Neuartige Gefechtsfeld-Beleuchtungsgeräte und Positions-Markierungsballons dienen der besseren Orientierung in den Dschungelregionen. Hubschrauber werden mit Nebelgeneratoren gegen gezielten Beschuß versehen.

Die Parade geht weiter ...

... lautete die Überschrift eines in der AR 9/68 veröffentlichten Berichtes über die wichtigsten Entstehungsetappen eines Liedes, welches während der 5. Parade des Soldatenliedes im Bitterfelder Kulturpalast aus der Taufe gehoben worden war und ein begeistertes Publikum gefunden hatte.

Welche Chöre und Singegruppen in- und außerhalb der NVA nehmen sich nun des von Musikdirektor Oberstleutnant Kurt Greiner-Pol und Hans Krause geschaffenen Liedneulings „Der große Wachaufzug" an und sind bereit, ihn vor seinen Schöpfern im Erich-Weinert-Ensemble vorzutragen? Wem liegt es am Herzen, daß die Parade von Bitterfeld weiterklingt und einmündet in unsere große Singebewegung? So fragten





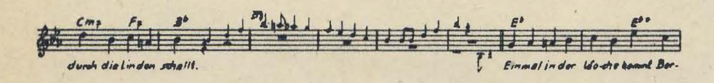
Die Parade geht bekanntlich weiter.
Und so kamen, als die Stunde schlug,
jüngst zwei Gruppen gut geübter Streiter
nach Berlin zum „kleinen Wachaufzug".



Und sie sangen von den großen Träumen,
von der Liebe und dem Vaterland,
von den Tränen unter Mangobäumen
und der Faust, die das Gewehr umspannt.



Auf die Lieder folgten Diskussionen,
Streitgespräche zwischen Dur und Moll.
Es gab Wünsche, Fragen, Ovationen,
und die Herzen führten Protokoll.





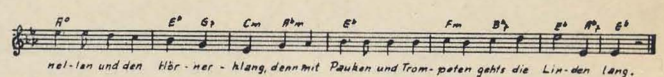
wir unsere Leser — und viele, viele antworteten.
Singegruppen und Chöre der NVA und der Deutschen Volkspolizei, Chöre und Singeklubs der FDJ und der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" hatten den „Großen Wachaufzug" in kurzer Frist in ihr Repertoire aufgenommen und verlangten nach mehr Soldatenliedern.
Diese große Bereitschaft, eine Lanze für das Soldatenliedgut zu brechen, bewog die Redaktion dazu, entgegen der ursprünglichen Ausschreibung, nicht nur einem, sondern zwei Bewerbern die Möglichkeit des Vorsingens in Berlin zu geben. Das Los entschied für die Genossen des NVA-Singeklubs Brandenburg (Leiter Hauptmann Kusior) und für die Mitglieder des Singeklubs beim Institut für Lehrerbildung Staßfurt (Leiterin Ingeborg Mertens).
Am 23. Oktober, einem mit Vorbedacht gewählten Mittwoch, war es dann soweit. 14 Soldaten und 15 Pädagogik-Studentinnen ließen im großen Chorproberaum des EWE wechselweise ihr Lied erschallen. Doch das allein war ihnen zu wenig. Sie verspürten Lust, ihre Stimmen zu vereinen und — zur Freude vieler Berliner — dem am Nachmittag stattfindenden Großen Wach-



Und am Ende brachen die Choristen
gleichsam musenähnlich, wie man sieht,
eine Rose für den Komponisten,
Dank und Vorschuß für ein neues Lied.

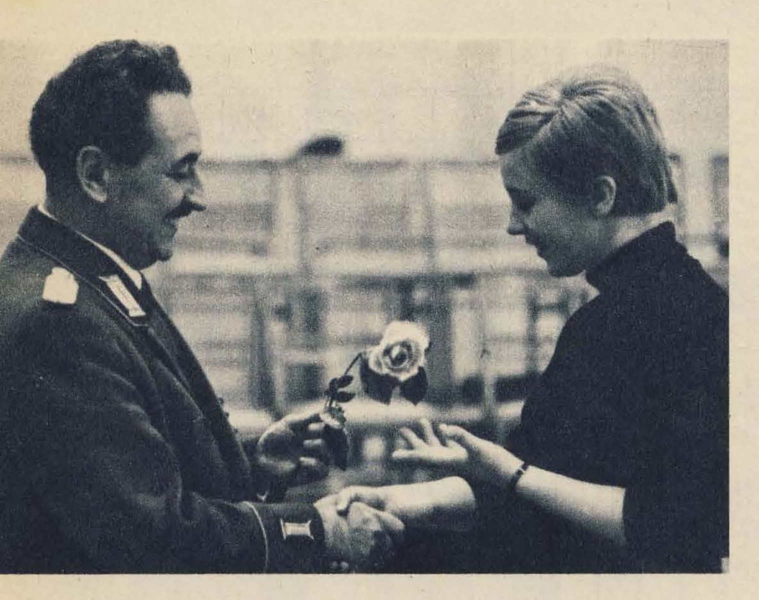


Von den guten Freunden reich beraten
und geprüft von sachverständ'gem Ohr.
fanden sich die Mädchen und Soldaten
abschiednehmend zum gemischten Chor.

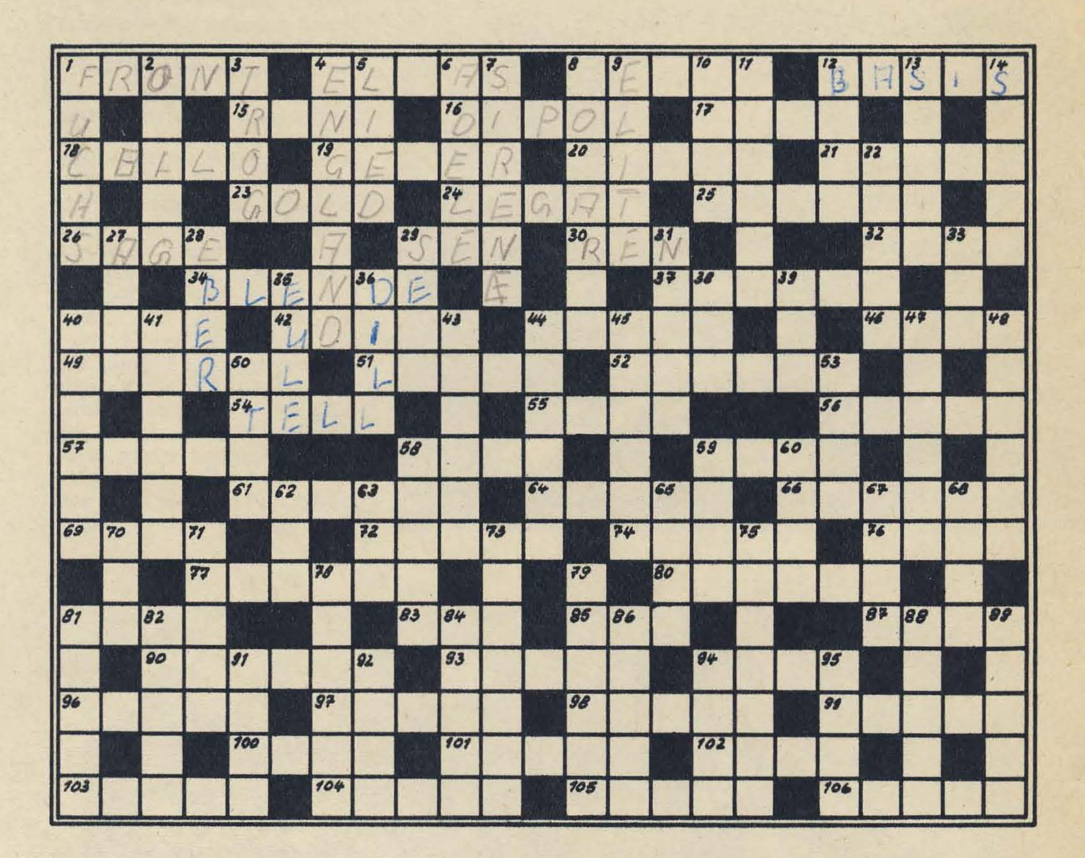


Laßt auch künftig eure Klampfen klingen,
stimmt die Herzen, macht die Kehlen weit
für das Lied, das wir gemeinsam singen
auf den breiten Straßen unsrer Zeit.

H. Krause



aufzug Unter den Linden mit ihrem „Großen Wachaufzug" ein Ständchen zu bringen.
Als sie tags darauf die Hauptstadt wieder verließen, befanden sich in ihrem Gepäck gewichtige Dinge: Ein neu einstudiertes, von Oberstleutnant Greiner-Pol frisch komponiertes Lied, die vielfältigen musikalischen und ideellen Anregungen eines Werkstattsingens mit dem EWE-Doppelquartett sowie Schallplatten, Tonbänder und Noten, die der Schriftsteller Hans Krause und die Leitung des EWE als Geschenk überreichten. „Wir werden nach besten Kräften Gebrauch davon machen", versicherten die dankbaren Gäste. Denn wie schon gesagt: Die Parade geht weiter. *Major Waldemar Seiffert*



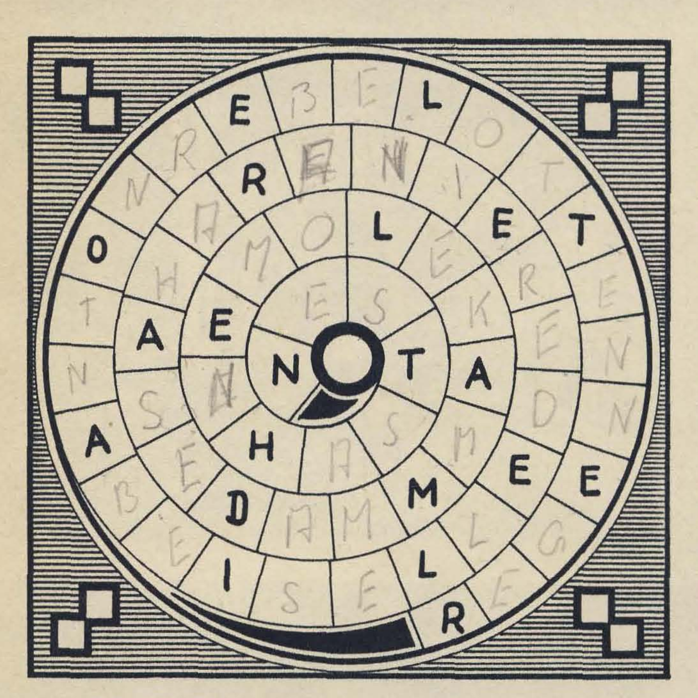
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Kampfgebiet, 4. Oratorium von Mendelssohn Bartholdy, 8. geometr. Figur, 12. Grundlage, 15. ital. Maler (1575–1642), 16. Antennenart, 17. Vulkangestein, 18. Saiteninstrument, 19. fränk. Ritter auf seiten der Bauern im Großen Bauernkrieg, 20. tschech. Journalist und Schriftsteller (1885–1948), 21. Schaumspeise, 23. Edelmetall, 24. Vermächtnis, 25. Rasenspiel, 26. Erzählung, 29. jap. Währung, 30. nord. Hirschart, 32. Hauptstadt der Steiermark, 34. Tarnmittel, 37. Merkbuch, 40. südfranz. Hafenstadt, 42. oberital. Stadt, 44. Turnübung, 46. Stadt in der Ukrain. SSR, 49. grammatikal. Begriff, 51. Antreteordnung, 52. Insel, 54. Schweizer Nationalheld, 55. Nebenfluß der Donau, 56. Vogelwelt, 57. Rundfunkgerät, 58. Nebenfluß des Rheins, 59. Musikwerk, 61. Hauptstadt der Philippinen, 64. Kurort im Harz, 66. reaktiv. Geschoß, 69. Kettengebirge in Mittelasien, 72. Feuerzeichen, 74. starke Zuneigung, 76. Staat in Vorderasien, 77. südosteurop. Halbinsel, 80. frühere Hauptstadt Polens, 81. Erfinder des Telefons, 83. Wurfspieß, 85. altgerm. Gottheit, 87. Ureinwohner Perus, 90. Mondgöttin, 93. Oper von Bellini, 94. deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 96. nützl. Insekt, 97. Doppelsalz, 98. franz. Maler, 99. männl. Schwimmvogel, 100. Nebenfluß des Po, 101. Stadt in der Beloruss. SSR, 102. Sumpfland, 103. Wurfgerät, 104. nordfries. Insel, 105. russ. Maler, 106. Einfassungsrahmen der Tür oder des Fensters.

Senkrecht: 1. hundeartiges Raubtier, 2. Kriegsschiff, 3. Futterbehälter, 4. Kernland Großbritanniens, 5. Gesangsstück, 6. Gestalt aus der „Fledermaus", 7. Schallerzeuger, 8. Abzeichen an Dienstmützen, 9. Auserlesenes, 10. größte Hirschart, 11. größte Stadt Pakistans, 12. Aufbau in Vorschiff, 13. Stadt in Oberösterreich, 14. Handgriff des Pfluges, 22. Büchergestell, 27. Klasse in der Feudalgesellschaft, 28. Zuchttier, 29. Astrolog Wallensteins, 31. Punkt der Himmelskugel, 33. finn. Erzähler, 35. Nachtvogel, 36. Würzkraut, 38. gallertartige Masse, 39. franz.: nein, 40. altgriech. Stadt, 41. Vegetationszone am Nordpolarmeer, 43. Hochgebirgspflanze, 44. Leiterin des „Berliner Ensembles", 45. drittgrößte ital. Stadt, 47. Jahreszeit, 48. Himmelsrichtung, 50. Grundbaustein der Elemente, 53. weibl. Vorname, 58. Meister der polit. Satire, Mitarbeiter der „Roten Fahne", 59. Fluß zur Ostsee, 60. Held eines Epos von Hartmann von Aue, 62. Fisch, 63. deutscher LKW, 65. griech. Siegesgöttin, 67. Schnepfenstrauß, 68. Flüssigkeitsbehälter, 70. norweg. Schriftsteller, 71. Autor des Dramas „Peer Gynt", 73. Fachmann in der Landwirtschaft, 75. See in Ungarn, 78. Bundesstaat in Nordamerika, 79. Patronenzuführungsteil, 81. Bilderrätsel, 82. Nebenfluß der Rhone, 84. Stadt in Nigeria, 86. Nebenfluß der Elbe, 88. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 89. von Bäumen eingefaßte Straße, 91. Titelgestalt bei Shakespeare, 92. altoriental. Staat am Tigris, 94. längster Fluß Finnlands, 95. Fechthieb.

BAUSTEINCHEN

Richtig geordnet ergeben die Bausteinchen einen Ausspruch W. I. Lenins. ▶

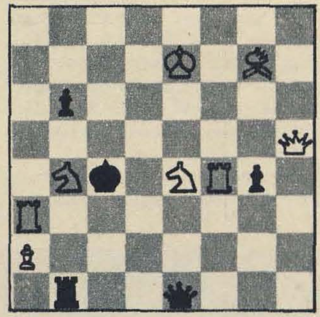


BUCHSTABENSTREICHEN

Fürst – Felle – Wende – Fürth – Bart – Bake – Ingwer – Gnade – Chamois – Kauri – Laden – Freude – Wenden – Raab – Eröffner – Ente – Wirth – Midas – Herzen.

Bei jedem dieser Wörter sind 2 Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben, aneinandergereiht, ergeben einen Satz aus J. R. Bechers „Winterschlacht".

SCHACH



Matt in zwei Zügen (M. Adabascheff)

RÄTSELSCHNECKE

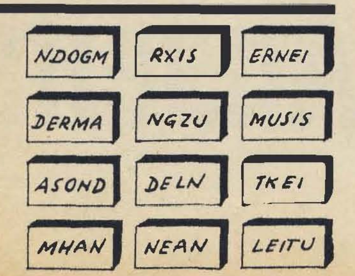
Aus den Buchstaben a a a a b b d e e e e e e e e e g h l k l m m m n n n n n n o o r r s s s s t t sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden.

Von außen nach innen: Niederschlag – Reingewicht – Körperorgan – Elend – Radteil – Berg bei Innsbruck – Gegerbtes – unbestimmter Artikel – Papageienart – langohriges Nagetier – Fahrbahn – Schandfleck – Vorzeichen – Elle – japanische Münze.

Von innen nach außen: Tierbau – Milchfett – Hafendamm – Toilettenartikel – Fliegenlarve – Wüste in Nordafrika – Körperorgan – Bodenvertiefung, Beule, – Küchengerät – männlicher Vorname – Weinstock – Senkblei – Scheunenboden – germanischer Wurfspieß.

ZUM RECHNEN

Ein Kraftfahrzeug der NVA hat eine Geschwindigkeit von 43,2 km/h. Es rutscht beim Bremsen 25 m über die nasse Oberfläche einer waagerechten Straße. Wie groß ist die Reibungszahl. (Ergebnis auf 2 Dezimalstellen genau.)



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 12/1968

KREUZGITTER. Waagerecht: Blanik (3), Monitor (1), Sana (21), Neapel (25), Ursamat (4), Eder (15), Trajekt (8), Gel (35), Rabe (10), Uranus (42), Thalia (45), Oran (46), Don (11), Lafette (24), Ente (20), Correns (2), Gambit (29), Eule (12), Emitter (28), Keller (6). – **Senkrecht:** Banat (7), Orava (32), Isere (18), Band (33), Maure (44), Nuss (22), Tema (19), Rita (43), Eta (22), Eger (38), Rohr (13), Juli (14), Krad (23), Luna (9), Mate (37), Dutt (41), Bonn (5), Ale (16), Oeser (34), Fiale (40), Tobol (36), Euter (26), Ecke (17), Frei (31), Test (30), Tula (27).

ALLES KREUZT SICH. Von der Zahl nach rechts: 1. Lid, 2. Waran, 3. Turin, 4. Kanal, 5. Fasan, 6. Kegel, 7. Begas, 8. Repin, 9. Ren. – Von der Zahl nach links: 3. Tal, 4. Kurie, 5. Farad, 6. Kanin, 7. Besan, 8. Regal, 9. Regen, 10. Nepal, 11. Nis.

FÜLLRÄTSEL: 1. Funker, 2. Brauer, 3. Nautik, 4. Glinka, 5. Oblast, 6. Blende – Frunse.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Galvani, 3. Karosse, 5. 5. Germinal, 7. Neman, 9. Bande, 10. Sartre, 11. Fulda, 12. Mode, 14. Gera, 16. Kommando, 18. Kokarde, 19. Geschichte. – **Senkrecht:** 1. Gallone, 2. Niger, 3. Kanal, 4. Sekunde, 6. Miliz, 8. Mansarde, 9. Bandage, 12. Marokko, 13. Hoffmann, 15. Rakete, 16. Kode, 17. Doge.

ZUM RECHNEN

Ist s die vom Panzer durchfahrene Strecke, dann gilt

$s : 301{,}2\,\text{m} = 0{,}3\,\text{m} : 1{,}2\,\text{m}$

damit ist

$s = 75{,}3\,\text{m}$

und

$$v = \frac{s}{t} = \frac{75{,}3\,\text{m}}{5\,\text{s}}$$

$$= 15{,}06\,\text{m/s} \approx \mathbf{54{,}2\,km/h}$$

NEUE BEGRIFFE: Seine, Patte, Irene, Eimer, Germane, Eremit, Leiter, Furt, Liste, Urne, Gerade – Spiegelflug.

GEKOPPELTES: Tatschankas.

SCHACH: 1. De8! Ld4 (um auf das drohende 2. Lh6 Lg1 † antworten zu können); 2. Dg6 † Ke5; 3. Ld6 matt.

Sumpf. Morast. Selbst den Bäumen fehlte der Halt. So hatten die Stürme ein leichtes Spiel. Durch knorrige Wurzeln streicht nun der Wind, der sonst mit den Ästen spielte. Wo sollte hier ein Weg, eine Straße verlaufen?
Unterfeldwebel Eckelmann führt seine Gruppe Fallschirmjäger immer tiefer ins Moor. Bis zu den Knien waten sie im Entwässerungsgraben. Jeder Schritt kostet Kraft. Der Morast umklammert die Stiefel, als wolle er sie den Soldaten von den Beinen ziehen. Neben dem Graben verläuft ein Pfad. Doch Eckelmann führt seine Soldaten weiter durch das Wasser. Auf dem Waldboden würden sie Spuren hinterlassen.
Warum diese Vorsicht? Sind die Genossen auf der Flucht?



An den Stellen, wo sich Suchgruppen des Gegners möglicherweise annähern können, hat der Gruppenführer Sicherungsposten ausgestellt.

Aus einer gefährdeten Richtung nähert sich der Gegner. Die Fallschirmjäger verstärken schleunigst die Sicherung dieses Abschnittes.

Major Ernst Gebauer




derStraßen und Wege





Keineswegs, sie haben den Kampf nicht verloren. Im Gegenteil, sie haben den Gegner empfindlich getroffen. In seinem Hinterland zerstörten sie bei Angriffsbeginn der eigenen Truppen eine wichtige Brücke. So desorganisierten sie den Nachschub und Rückzug der feindlichen Kräfte.

Nun ist es den Fallschirmjägern gelungen, sich in die Nähe des Punktes der Wiederaufnahme durchzuschlagen. Die Wiedervereinigung mit den eigenen Kräften wird aber erst möglich sein, wenn diese im Verlaufe des Angriffs den Punkt erreichen. Damit ist vor Ablauf eines Tages nicht zu rechnen.

Diese 24 Stunden werden für die Gruppe kritisch: Der Gegner sucht sie. Die Kampfhandlungen rücken immer näher. Durch die vorangegangenen Strapazen sind die Soldaten geschwächt. Die Gefahr kann jetzt größer sein als das Risiko des Handstreichs an der Brücke.

Ein Aufatmen geht durch die Reihe der Soldaten: Sie verlassen den Graben. Sie zwängen sich durch das Geäst der gestürzten Bäume, steigen über Stämme, die den Weg versperren, und dringen tiefer in den Windbruch ein.

Nach einer Weile läßt Eckelmann die Gruppe anhalten. Die Stabsgefreiten Knöpel und Fuhrmann sichern Graben und Pfad. Stabsgefreiter Ernst und Gefreiter Lindner arbeiten sich zur Straße vor, die am Moor vorbeiführt, um gegebenenfalls Suchtrupps rechtzeitig aufzuklären, die das Sumpfgebiet durchkämmen wollen. Außerdem können die Fallschirmjäger eventuell Bewegungen des Gegners auf der Straße kontrollieren und wertvolle Informationen für den eigenen Stab sammeln.

Unterfeldwebel Eckelmann fällt es schwer, wach zu bleiben. Doch er kann sich und den Soldaten keine Ruhe gönnen. Auch Sümpfe sind passierbar, man muß nur die Pfade kennen. Südlich von ihnen durchquert eine verwachsene Schneise das Moor.

◀

Grasnarbe und Moosfladen, vom Wurzelgeflecht eines Baumstumpfes zusammengehalten, vom Beobachter geschickt unterhöhlt und zu einer Klappe ausgeschnitten, bilden ein gutes Versteck.

Ein gegnerischer Kradfahrer ist in einen Hinterhalt gefahren. Der sandige Waldweg wurde ihm zum Verhängnis. Die Fallschirmjäger erbeuten wichtige Dokumente. ▶

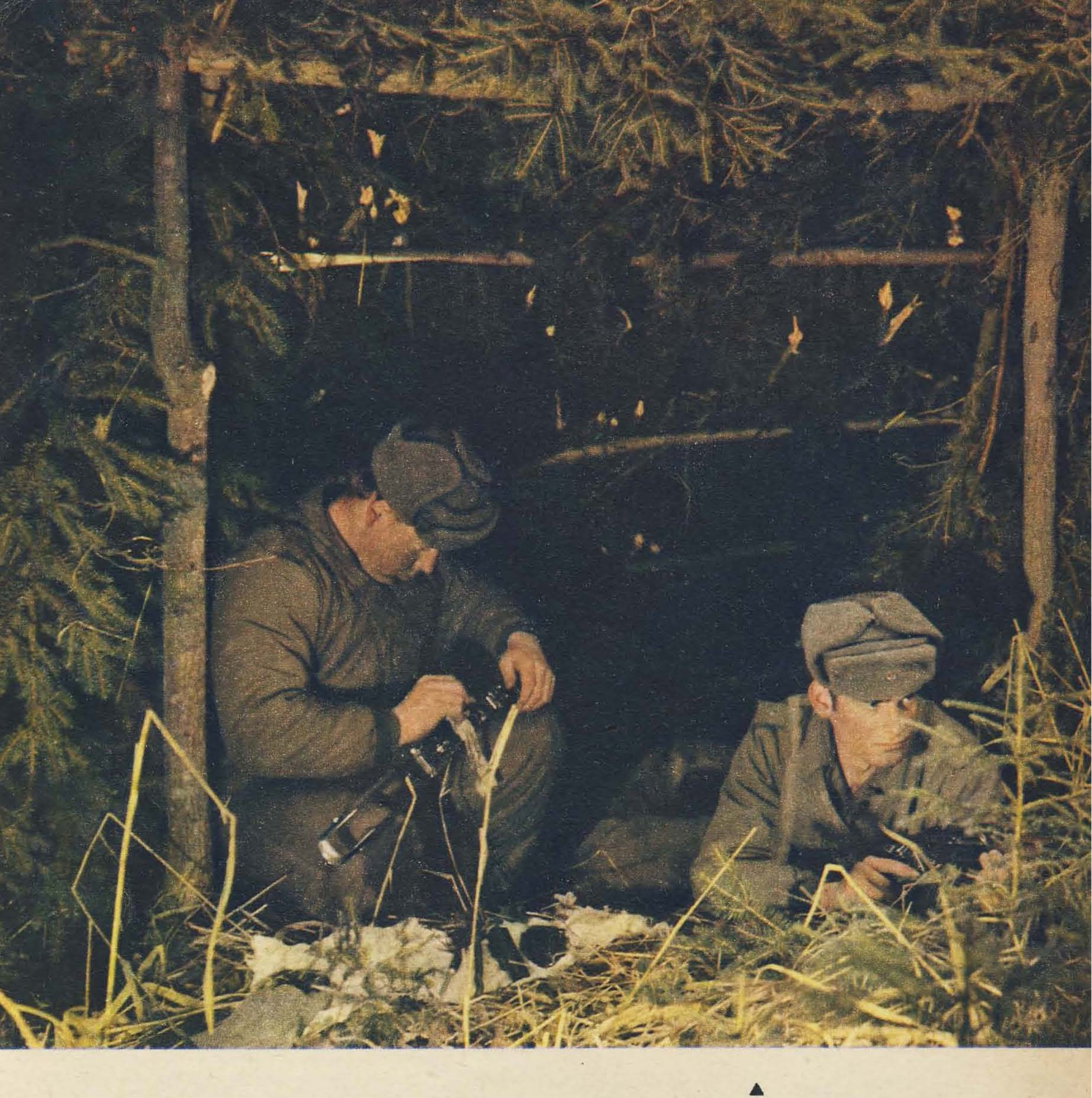
Die Gruppe auf ihrem nächtlichen Weg zum Punkt der Wiederaufnahme. Bald wird sie das Moor verlassen; die Ubung geht zu Ende.

▼





Es kostet Mühe, sie zu erkennen. Soweit das Auge reicht, ist sie mit Wasser vollgelaufen. Aber was spricht dagegen, daß sie sich nicht doch begehen läßt?
Eckelmann entschließt sich, neben der Sicherung und Beobachtung an der Schneise noch einen Hinterhalt anzulegen. Kennt der Gegner den Weg, wird er ihn benutzen. Vor allem, wenn er durch Kampfhandlungen hierher abgedrängt wird.
Wo sich die Fallschirmjäger auch aufhalten — untätigem Warten dürfen sie sich nicht hingeben. Sie handeln. Nur dadurch kann die Gruppe den ungleichen Kampf gegen eine zahlenmäßige Übermacht bestehen. Bleibt sie aktiv, kann sie dem Gegner weiteren Schaden zufügen, geringe Kräfte vernichten oder größere Formationen aufklären. So wird sie die Initiative in der Hand behalten. Neben Mut und Ausdauer gehört dazu hohe Disziplin der einzelnen Kämpfer.
Es kostet Knöpel Mühe, die Augen offen zu halten. Auf dem Marsch hielt ihn die Bewegung wach. Nun liegt er auf weichem Waldboden. Bleierne Schwere fühlt er in den Gliedern, und es ist ihm, als hingen schwere Gewichte an den Augenlidern. Aber er muß wach bleiben und beobachten. Wenn er wenigstens mit dem Spaten arbeiten könnte. Ungeduldig schaut er zum Dekkungsloch. Er wartet darauf, daß Fuhrmann ihn ablöst, damit er graben kann.
Aber auch Fuhrmann rutschen Flüche über die Lippen. Ein Stein ist im Wege, er muß um ihn herum graben.
Ernst und Lindner haben die Straße erreicht. Feucht, durch Regen und Nebel aufgeweicht, liegt sie vor ihnen. Stabsgefreiter Ernst kriecht am Straßengraben von Baum zu Baum. Neben einer Fichte steckt noch ein Stubben im Boden, zum Teil von Moos bedeckt. Hier wird er graben, während Lindner sichert. Vorsichtig sticht er die Moosfladen ab. Von der Waldseite her unterhöhlt er den Stubben.
Noch ist sein Loch nicht fer-



tig, da ertönt ein verabredetes Signal: dreimal das Gurren einer Wildtaube. Er greift nach dem MG und wirft sich hinter den nächsten Baum. Von hier aus beherrscht er die Straße nach Süden.
Gespannt starrt er auf die Straße. Dem Signal nach befindet sich der Gegner in der Waldschneise, die unweit von ihm auf die Straße führt. Doch nichts regt sich.
Plötzlich knacken hinter ihm Zweige. Ernst schnellt herum. Vor ihm steht der Gruppenführer. Ihn hätte er nicht erwartet.
Ein verdutztes Gesicht zieht auch Stabsgefreiter Pankow, als er den Gruppenführer die Schneise entlangkommen sieht.
Unterfeldwebel Eckelmann ist zufrieden. Die Probe zeigte, daß das System zum Beziehen der Abschnitte funktioniert.
Postenwechsel. Lindner, Pankow und Fuhrmann werden abgelöst. Sie reinigen ihre Waffen. Nur jeweils einer nimmt die MPi auseinander. Sie essen einen Bissen und bauen weiter an der Reisighütte. Fuhrmann übernimmt das Funkgerät. Die Gruppe ist zu klein, als daß jemand schlafen könnte. Wer nicht sichert, muß am Bau von Hütten tätig sein. Nach der angespannten

▲
Eine Reisighütte bietet nicht nur Schutz gegen die Unbilden der Witterung, sondern auch gegen Luftsicht und Beschuß, wenn der Boden tief genug ausgehoben worden ist.

▶
Das Funkgerät steht ständig auf Empfang. Mehr denn je gilt hier der Grundsatz: Funkverkehr nur in den dringendsten Fällen.

▶
Nachts in der Hütte wärmen sich die „wachfreien" Genossen auf, trocknen ihre Uniformen und essen etwas.



Konzentration im Beobachtungsloch empfinden sie diese Arbeit als angenehm.
Am Nachmittag wird die Gruppe noch einige Male zur Alarmbereitschaft gezwungen. Transporte des Gegners passieren die Straße. Unterfeldwebel Eckelmann meldet die Aufklärungsergebnisse über Funk sofort zum Stab.
Bei Einbruch der Nacht zieht Eckelmann die Gruppe enger zusammen. In einer Reisighütte wärmen sich die „wachfreien" Genossen am Feuer. Eine knappe Erholung vor der letzten Etappe ihrer Aufgabe. Gegen Mitternacht bricht die Gruppe auf. Sie verläßt das Moor. Kein schmatzender Sumpfboden mehr unter den Stiefeln. Kein wüstes Durcheinander umgestürzter Bäume, die Kiefern und Fichten stehen hochaufgerichtet. Von Schritt zu Schritt geht es sich leichter.
Da steigt eine Leuchtrakete in unmittelbarer Nähe in den nächtlichen Himmel.
Eckelmann tritt mit der Gruppe in den Wald zurück. Geduckt warten sie auf das Erlöschen des Signals. Auch wenn der Unterfeldwebel im Schein der Leuchtrakete auf der Lichtung den Kompaniechef erkannt hatte und etwas abseits davon die Rücklichter des „LO" – die Handlungen sind noch nicht abgeschlossen. Er schickt den Stabsgefreiten Knöpel zur Lichtung vor. Die Gruppe sichert ihn.



Drei Schritt vor dem Hauptmann bleibt Knöpel stehen: „Parole?"
„Bautzen!" antwortet der Hauptmann.
Knöpel: „Neun!"
Der Hauptmann: „Plus Zwanzig!"
Knöpel: „Danke, Genosse Hauptmann! Gestatten Sie, Unterfeldwebel Eckelmann zu melden, daß sich die Parole deckt?"
Knöpel wartet nicht mehr ganz die Antwort seines Kompaniechefs ab. Ist doch klar: Die Übung ist zu Ende. Hastig eilt er davon.







HEFT 1
JANUAR 1969
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Capet, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

DAMW

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. November 1968

Fotos: Klöppel (1) Titel; Körner (1) S. 3; Gebauer (41) S. 7, 15, 16, 17, 18, 19, 46, 47, 48, 49, 82, 83, 84, 85, 88, 89, 90, 91, 92, 93, Rücktitel; John (1) S. 8, Archiv (13) S. 20/21, 24, 25, 26, 61, 72, 73, 80, 81; Ittenbach (1) S. 22; Szymański (5) S. 30, 31, 32, 33; MBD (1) S. 37; DEFA (1) S. 38; Kronfeld (1) S. 39; Uhlenhut (4) S. 40, 41, 42; Zentralbild (1) S. 54; MBD/Walzel (1) S. 59; MBD/Fröbus (10) S. 66, 67, 68, 69; Henszer (4) S. 74, 75.

STAR-Palette

Immer noch und immer wieder unbestrittener Höhepunkt im Leben eines Sportlers – die Teilnahme an Olympischen Spielen. Ein junges Mädchen aus unserer Republik, hochbegabte Turnerin, war 1964 bereits fest für die Olympiamannschaft nominiert, ja sie durfte sich sogar berechtigte Hoffnungen auf eine olympische Medaille machen ... Da kam wenige Wochen vor dem großen Ereignis jene unglückselige Verletzung – Achillessehnenriß.
„Vielleicht kann man sich vorstellen, in welch trostloser Stimmung ich mich damals befand", erinnert sich Erika Zuchold. „Verzicht auf das große Erlebnis Olympia in Tokio, dazu die quälende Frage: ‚Werde ich überhaupt wieder turnen können?'
Aber ich spürte bald, daß ich nicht allein war. Alle meine Freunde halfen mir, und sogar von



vielen mir unbekannten Menschen bekam ich Post. Alle sprachen mir Mut zu."
Zielstrebig und willensstark überwand sie sich und die Verletzungen. Von der Weltmeisterschaft in Dortmund im Herbst 1966 kehrte sie mit einem hervorragenden vierten Platz im Achtkampf und einer Silbermedaille im Pferdsprung heim. Auch auf der Europameisterschaft 1967 in Amsterdam behauptete Erika ihren Platz in Europas Elite. Und 1968 wurde nun auch noch ihr Traum Realität, der vor vier Jahren unerfüllt geblieben war: Olympia. Mexiko wurde das Erlebnis für die sympathische Leipzigerin und auch ihr großer Erfolg.
Mit Silber im Pferdsprung, Bronze im Mannschaftswettbewerb, dem vierten Platz im Achtkampf, dem fünften am Stufenbarren und dem Sechsten am Balken bewies sie eindeutig: Sie gehört zu den weltbesten Turnerinnen.
Ständig bemüht, neue Elemente und Verbindungen zu schaffen, darf man Erika Zuchold auch zu den Neuerern im internationalen Turnen zählen. Daß manches unschöne Ereignis auch seine gute Seite haben kann, erlebte Erika mit ihrer Verletzung. Zur gleichen Zeit wie Erika, damals noch Barth, kurierte im Sportsanatorium Kreischa ein bekannter Radsportler seine Verletzung aus: Dieter Zuchold. Von da an gingen sie ihren Weg gemeinsam.

Günther Wirth




PAUL KLIMPKE:

Ist denn das die Möglichkeit?

